

Enid Blyton™

Hanni und Nanni

Die besten Freundinnen



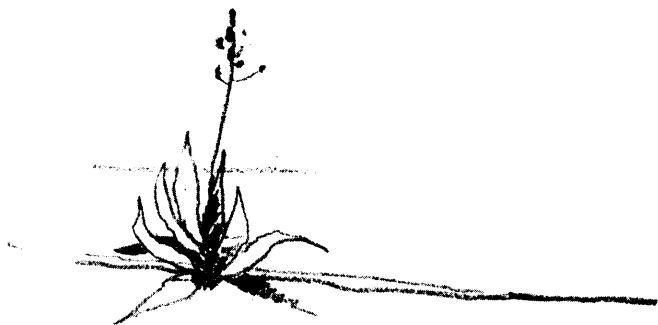
Schneider
Buch

EGAMONT



HANNI UND NANNI

*Die besten
Freundinnen*



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Blyton, Enid:

Hanni und Nanni / Enid Blyton.

München: F. Schneider.

Sammelbd. 6.-1990

ISBN 3 505-04210-2

© 1990 by Franz Schneider Verlag GmbH

Frankfurter Ring 150 • 8000 München 40

Alle Rechte vorbehalten

© Methuen Children's Books Ltd. and

Darrell Waters Ltd. London

ENID BLYTON ist ein eingetragenes Warenzeichen
der DARRELL WATERS Limited.

Umschlaggestaltung: Angelika Bachmann

Umschlagbild und Illustrationen: Nikolaus Moras

Lektorat: Vera Fiebig-Coldewey

Herstellung: Dietmar Schwingenschlögl

Druck: Presse-Druck, Augsburg

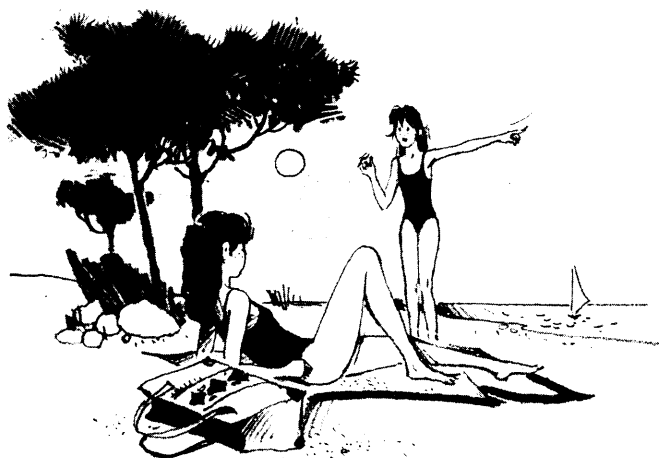
ISBN: 3 505 04210-2

Dieser Sammelband enthält die ungekürzten Einzelbände:

Hanni und Nanni bringen alle in Schwung (Bd. 16)

Hanni und Nanni sind große Klasse (Bd. 17)

Hanni und Nanni: Die besten Freundinnen (Bd. 18)



Maria ist ein Glücksfall

„Die Neue finde ich ganz gut“, sagte Nanni und spießte das letzte Stück des Rhabarberkuchens auf ihre Gabel.

„Welche Neue?“ fragte Bobby. „Ilka oder die Praktikantin, die Maria?“

„Ich meinte jetzt die Maria“, mampfte Nanni mit vollem Mund. Die Hausmutter hatte am ersten Abend nach den Osterferien wie immer einen köstlichen Kuchen serviert, und jeder durfte so viel essen, wie er wollte oder konnte. Nanni hatte gerade das dritte Stück geschafft. Allerdings nur mit Mühe.

„Ja“, stimmte Hanni zu. „Sie wirkt sehr nett. Ich glaube, Maria ist ein Glücksfall für uns. Die meisten Praktikantinnen, die wir bisher hatten, waren entweder schüchterne Mäuse, oder sie haben sich wer weiß wie aufgeplustert. Maria ist nicht so. Ich

meine, wir kennen sie ja noch kaum. Aber wir haben schließlich Erfahrung.“

„Außerdem finde ich sie hübsch“, fügte Elli hinzu, für die gutes Aussehen das Wichtigste war, „mit den schwarzen Locken und den blauen Augen. Also, wenn sie nicht diese Augen hätte, könnte man denken, sie wäre eine Italienerin oder eine Spanierin.“

Doris lachte. „Das würde dir gefallen, Elli! Stell dir vor: die neue Praktikantin Maria als jüngste Tochter eines verarmten spanischen Grafen. Da hättest du mal wieder jemanden zum Anhimmeln. Aber gib die Hoffnung auf! Sie spricht genauso normal Deutsch wie wir alle. Vielleicht kommt sie von einem Bauernhof aus dem Bayerischen Wald.“

Die Mädchen kicherten. Elli war über den Spott nur leicht beleidigt. Sie kannte das. Und im übrigen stimmte es ja, daß sie immer jemanden suchte, den sie bewundern konnte. Ein Mädchen, das sie schön und elegant fand und das etwas Besonderes war. Maria eignete sich dafür sicher nicht. Zwar war sie hübsch, aber keineswegs elegant und auch keine Spanierin.

Die Stimmung war großartig. Wie immer am ersten Abend nach den Ferien. Es war schön, wieder „daheim“ in Lindenhof zu sein. Natürlich gab es eine Menge zu erzählen. Und der Rhabarberkuchen steigerte das Wohlbehagen erheblich.

Maria war nicht die einzige Neue. Die andere hieß Ilka und kam in die Klasse der Zwillinge. Sie hatten sich am Nachmittag nur kurz mit ihr unterhalten. Ein Mädchen, mit dem man sich vertragen würde, war die allgemeine Ansicht. Blond, sommersprossig, nicht aufregend, vielleicht sogar ein bißchen langweilig, aber sympathisch. Im Augenblick war sie nicht da. Fräulein Theobald hatte ihr die Erlaubnis gegeben, mit ihrer Mutter im

Hotel zu essen.

„Die Ilka war ja bisher in einem Superinternat“, sagte Elli plötzlich. „Der *Berghof* ist das Feinste und Teuerste, was es gibt. Warum sie da wohl weggegangen ist? Und ob es ihr bei uns gefällt?“

Jetzt mischte sich Anja ein, die bisher ziemlich still gewesen war.

„Ob es dieser Ilka hier in Lindenhof gefällt, ist doch nicht unsere Sache, sondern ihre. Und vielleicht war ihr das superfeine Internat zu fein? Oder ihren Eltern zu teuer. Laßt uns abwarten, wir kennen sie ja noch gar nicht richtig.“

„Eben“, nickte Hanni und gähnte. Dann schaute sie auf die Uhr. „Wir müssen noch fertig auspacken. Außerdem bin ich müde.“

Doch bevor Fräulein Theobald oder eine der Lehrerinnen nicht das Zeichen zur Beendigung des Essens gegeben hatte, durften sie nicht aufstehen. Heute kam dieses Zeichen nicht. Dafür erhob sich die Direktorin.

„Ich bitte um Ruhe“, sagte sie. Es wurde still im Speisesaal. „Ich möchte euch unsere neue Praktikantin vorstellen, Maria Hofer. Einige von euch haben sie schon ein bißchen kennengelernt. Sie hat im letzten Jahr das Abitur gemacht und möchte Sport und Kunsterziehung studieren. Da sie erst im Herbst mit ihrem Studium beginnen kann – ihr wißt, wie schwierig es ist, einen Studienplatz zu finden –, wird sie bis dahin bei uns bleiben. Fräulein Hofer wird unsere Sport- und Kunsterzieherinnen unterstützen, und ich bin sicher, daß wir alle gut miteinander auskommen werden. Sie ist noch nicht ganz zwanzig, also nur ein paar Jahre älter als die Schülerinnen der Oberklasse. Trotzdem erwarte ich, daß ihr sie wie eine Lehrerin respektiert.“

Die Mädchen klatschten. Das war üblich, wenn jemand vorgestellt wurde, egal ob Lehrerin, Praktikantin oder neue Schülerin.

Maria lächelte und bat die Direktorin: „Darf ich selbst etwas sagen?“

„Natürlich.“

„Also, ihr wißt jetzt schon das Wichtigste über mich. Ich möchte Lehrerin werden, aber ich bin noch keine. Ich will hier eine Menge lernen. Dabei brauche ich eure Hilfe. Und noch etwas: Wenn Fräulein Theobald nichts dagegen hat, dann sagt bitte Maria und du zu mir.“

Die Direktorin nickte zustimmend.

„Außerdem habe ich mir etwas ausgedacht. Vielleicht könnten wir an einem Nachmittag in der Woche eine freiwillige, sozusagen private Gymnastik- oder Bastelgruppe einrichten. Überlegt, was euch Spaß machen würde. Am Ende dieser Woche besprechen wir dann die Einzelheiten.“

Die Schülerinnen klatschten wieder. Maria strich sich die Locken aus der Stirn. Es war gar nicht so leicht gewesen, zum erstenmal vor einer Horde junger Mädchen zu sprechen.

Dann war der Abend beendet. Alle gingen in ihre Zimmer. Natürlich schlief niemand. Es wurde fertig ausgepackt, eingeräumt, gelacht und geredet. Am ersten Abend nach den Ferien nahmen es die Lehrerinnen mit der „Bettgezeit“ nicht so genau.

Anja und die Zwillinge hockten zu dritt auf Hannis Bett und lutschten Himbeerbonbons. Die halb ausgepackten Koffer standen auf dem Fußboden, auf Nannis Bett stapelten sich die Tennisschläger, auf einem Schreibtisch lagen die Badesachen, auf dem anderen die Jacken und obendrauf ein Stapel Schulbücher – es lag einfach überall etwas.

„Wenn eine Bastelgruppe zustande kommt, mache ich mit“,

sagte Anja lutschend.

„Na ja, wir vielleicht auch“, meinte Nanni, ebenfalls lutschend. Die Himbeerbonbons waren wirklich gut. „Aber Gymnastik wäre noch besser. Oder beides. Mal sehen.“

Hannis Augen waren kaum mehr als Schlitze. Sie lutschte nur noch mechanisch.

„Ich räum’ das Zeug heute nicht mehr auf“, murmelte sie. „Wir stellen den Wecker einfach eine halbe Stunde früher und bringen das Durcheinander morgen in Ordnung. Einverstanden?“

Die beiden anderen waren nicht ganz so müde wie sie, aber beinahe. Also wurden die Betten leer gefegt.

„Eigentlich müßten wir uns noch waschen“, stellte Anja halbherzig fest.

„Ja“, nickte Hanni. „Eigentlich schon. Wascht euch ruhig, ihr Lieben. Ich will lieber schlafen. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Doch die beiden anderen hatten auch keine Lust mehr auf den Weg unter die Dusche. Alle drei rollten sich in ihre Decken ein. Und dann war es gerade die müde Hanni, die noch einmal aufstand, die Tennisschläger unter das eine Bett kickte und einen Koffer unter das andere. Damit Anja mit ihrem gelähmten Bein nicht darüber stolperte, falls sie nachts einmal auf die Toilette mußte.

Ein paar Minuten später waren sie eingeschlafen. Natürlich hörten sie um halb sieben den Wecker. Natürlich drehten sie sich trotzdem noch einmal um und schliefen weiter bis zum allgemeinen Wecken um sieben.

„Dann bringen wir eben den Kram nach dem Mittagessen in Ordnung“, gähnte Hanni.

Fräulein Jenks hatte von acht bis neun keine Klasse, dafür das, was in Lindenhof „Ordnungsdienst“ genannt wurde. Sie inspi-

zierte die Zimmer der Schülerinnen. Als sie das Chaos bei den Zwillingen und Anja entdeckte, schüttelte sie den Kopf. Am Nachmittag schien die Sonne, als ob sie vergessen hätte, daß erst April war und nicht Juni. Während die anderen Mädchen ausprobierten, ob das Wasser im Swimming-pool schon eine erträgliche Temperatur hatte, räumten die drei armen Sünder ihr Zimmer auf. Anja half freiwillig mit. Ihre Sachen hingen nämlich längst im Schrank. Das hatte Fräulein Jenks nicht wissen können, und Anja hatte es ihr nicht gesagt.

Zelten auf Mallorca

Maria brachte eine Bastelgruppe zustande, und Anja freute sich. Es war kein festgelegter Kurs, jedes Mädchen konnte das tun, was ihm Spaß machte – im Rahmen des Möglichen natürlich. Maria gab keine Anweisungen, sondern half nur. Anja zeichnete und malte natürlich. Andere machten Collagen aus Stoff oder buntem Papier, versuchten sich im Kartoffeldruck oder klebten Bilder aus getrockneten Blüten und Gräsern.

Auch die Gymnastikgruppe klappte. Hanni und Nanni nahmen daran teil. Natürlich war Carlotta der Star. Wenn Maria nicht so natürlich und bescheiden gewesen wäre, hätte ihr Carlotta vielleicht auf die Nerven gehen können. Denn sie beherrschte aus ihrer Zirkuszeit einige Kunststücke, mit denen Maria nicht konkurrieren konnte. Aber Maria lachte nur, wenn Carlotta ihre Schau abzog.

„Ich ernenne dich hiermit zur Hilfspraktikantin“, sagte sie. „Wir beide werden den Mädchen doch den Spagat noch beibringen, oder?“ Marianne war die Beste. Hanni und Nanni schafften

den Spagat nie ganz bis auf den Boden und die Brücke rückwärts nur ziemlich kläglich. Aber alle fanden die Sache toll. Nur die Sportlehrerin hielt sich zurück. Sie kümmerte sich nicht darum, was Maria tat oder nicht tat, sie kam nicht einmal zum Zuschauen. Sie trainierte die Schülerinnen im Handball, im Tennis und im Schwimmen. Das war ihre Aufgabe, und sie nahm sie sehr ernst. Ihr ging es um Leistung. Was diese Maria Hofer da in ihrem freiwilligen Kurs betrieb, war nur Spaß und Jux, Freude an einer neuen Körperbeherrschung. Sie hätte lieber eine Stunde mehr Handball angesetzt. Aber Fräulein Theobald duldete die verrückte Gymnastik. Sie duldete auch Carlottas Kapriolen. Folglich war alles in Ordnung. Sie achtete nur darauf, daß die offiziellen Sportstunden eingehalten wurden und daß die Mädchen sich anstrebten.

Alles lief gut in Lindenhof. Der Frühling zeigte sich von seiner besten Seite. Meistens schien die Sonne, es regnete nur so viel, wie es sich gehörte. Die Maiglöckchen unter der uralten Linde ganz hinten im Park blühten und dufteten.

Maria war ein echtes Schätzchen. Und Ilka fügte sich gut ein, sie war eine freundliche Kameradin, überall Mittelklasse, aber sie petzte nicht, und sie lachte gern.

An einem Abend, Ende Mai, bat Fräulein Theobald nach dem Essen um Ruhe. Sie hatte etwas zu sagen: „Ich möchte euch, den Mädchen der Mittelstufe, einen Vorschlag machen. Im vergangenen Sommer war ich mit einer Gruppe aus den beiden Oberklassen in England, das wißt ihr alle. Viele von den Jüngeren waren traurig, daß sie nicht mitfahren durften. Damals habe ich der dritten und vierten Klasse versprochen, daß ich mir auch für euch etwas überlegen würde. Ich habe mir eine Menge

Gedanken gemacht. Aber schließlich war es Frau Martin, die, wie ich meine, die beste Idee hatte. Bitte, Frau Martin.“

„Also, ich könnte euch eine Stunde lang erzählen“, sagte sie und hatte Lachgrübchen in den runden Wangen. „Aber ich mache es kurz. Meine beste Freundin und ihr Mann haben sich auf der spanischen Insel Mallorca ein großes Grundstück gekauft. Eine Finca nennt man das dort. Sie haben das alte Bauernhaus renoviert, einen Brunnen bohren lassen, denn es gab dort kein Wasser, sie haben einen Swimming-pool gebaut und Palmen, Obstbäume und Blumen gepflanzt. Ich war zu Ostern mit ihnen dort und fand es wunderschön.“

Nun müssen die beiden für ein halbes Jahr beruflich in die USA und können ihr Haus nicht bewohnen. Im Hochsommer müssen die Pflanzen regelmäßig gegossen werden, sonst vertrocknen sie. Leider wird in leerstehende, einsame Häuser auch oft eingebrochen. Meinen Freunden wäre es am liebsten, wenn ich sechs Monate auf Mallorca Urlaub machen und ihr Haus hüten würde. Das geht natürlich nicht. Aber drei Wochen – mit Vergnügen! Und dann fiel mir ein, daß vielleicht einige von euch, in diesem Jahr eben die Mittelstufe, Lust hätten mitzufahren. Wir könnten auf dem Grundstück zelten. Das Meer ist etwa zwei Kilometer entfernt. Die Kosten für diese Reise wären gering, denn die Unterkunft ist umsonst. Wir müssen nur versprechen, die Bäume und Pflanzen zu gießen. Wenn zehn bis fünfzehn Mädchen der dritten und vierten Klasse Lust haben und ihre Eltern ihnen die Erlaubnis geben ...“

Sie wollte noch etwas sagen, aber ihre Worte gingen im allgemeinen Gemurmel unter.

„Mallorca!“ rief Bobby. „Da war ich noch nie. Und dann so richtig privat und wild zelten! Das ist sicher tausendmal lustiger als auf einem Campingplatz.“

„Mallorca, sagt meine Mutter, das ist bloß Massentourismus. Da will sie nie wieder hin“, erklärte Elli.

„Also, Mallorca, da war mein Bruder letzten Herbst. Nicht per Reisebüro, sondern allein, mit dem Motorrad. Er fand es wahnsinnig schön. Touristensilos gibt's, klar, aber da muß man ja nicht hin, wenn man nicht will. Er ist kreuz und quer über die Insel gefahren und hat in kleinen Pensionen gewohnt und auch mal auf einem Bauernhof. Er war begeistert.“ Das war Ilka ... Hanni und Nanni sagten gar nichts. Sie schauten sich nur an. Das ist der Vorteil bei Zwillingen. Man braucht nicht immer lang zu reden. Manchmal genügt ein Blick, und man weiß, was die Schwester denkt.

Hanni nickte. „Du hast recht“, sagte sie, obwohl Nanni keinen Ton von sich gegeben hatte. „Das wäre was für uns. Die Eltern würden gerne auf diesen Ärztekongreß in Dingsbums, da in Holland, fahren und trauen sich nicht, damit wir keine verpatzten Ferien haben. Wenn wir drei Wochen lang versorgt sind, wäre alles in Butter. Und Mallorca, mit einer netten Clique aus unserer Klasse und der Martina als Chef – das stell' ich mir gut vor.“

„Kluge Zwillingsmaus“, grinste Hanni. „Alles klar! Wir machen Urlaub auf Mallorca.“

Maria unterbrach die allgemeine, von Fräulein Theobald lächelnd geduldete Unterhaltung.

„Darf ich zu der Reise etwas sagen?“ fragte sie.

„Natürlich.“

„Vielleicht kann ich ein bißchen helfen. Meine Mutter stammt nämlich aus Mallorca, und ich bin dort aufgewachsen, bis ich zwölf war. Ich habe einen deutschen Namen, denn mein Vater ist Deutscher – meine Mama lebt nicht mehr –, und ich habe auch einen deutschen Paß und ein deutsches Abitur. Aber ich erinnere

mich noch gut an die Insel, und ich spreche nicht nur fließend Spanisch, sondern auch Mallorquin. Wenn Sie, Fräulein Theobald, einverstanden sind und wenn die Mädchen Interesse haben, könnte ich ihnen ein bißchen Spanisch beibringen und ihnen etwas über Mallorca erzählen.“

Frau Martin strahlte.

„Ich hatte keine Ahnung, Maria, daß Sie eine halbe Mallorquina sind. Aber ich finde das großartig und ...“

„... und ich bin derselben Meinung“, fiel Fräulein Theobald ihr ins Wort. „Organisieren Sie einen kleinen, freiwilligen Kurs für die Mallorca-Reisenden! Am allerbesten wäre es überhaupt, wenn Sie mitfahren würden. Ginge das, Maria? Sozusagen als Dolmetscherin und Fremdenführerin.“

„Herrlich!“ rief Maria. Ihre dunklen Augen glänzten. „Wenn ich mitkommen darf, das wäre wunderbar.“

„Gut“, meinte Fräulein Theobald. „Damit wollen wir das Thema für heute abschließen. Wer an der Reise teilnehmen möchte, meldet sich im Laufe der nächsten zwei Wochen bei mir. Natürlich brauche ich eine schriftliche Zustimmung der Eltern.“

Innerhalb von zehn Tagen war die Mallorca-Gruppe komplett; Hanni und Nanni gehörten dazu. Ihren Eltern war der berühmte Stein vom Herzen gefallen. Herr Sullivan hatte die Teilnahme an dem Kongreß, der ihn sehr interessierte, schon wegen seiner Töchter absagen wollen. Jetzt waren alle glücklich.

Maria unterrichtete zweimal in der Woche eine Stunde Spanisch, und die zwölf „Mallorquinas“ stiegen voll ein. Nach ein paar Tagen sagten sie nicht mehr „guten Morgen“, sondern „buenos dias“; „komm, jetzt gehn wir“ hieß „vamonos“, und die Hausmutter wurde in „casamadre“ umgetauft, was ihr

großen Spaß bereitete. Maria sagte zwar, „casamadre“ wäre unmöglich und kein echtes Spanisch, aber die Mädchen lachten und erklärten, das wäre ihnen egal. „La madre de la casa“, wie es korrekt hieß – also dabei würden sie sich die Zunge abbrechen und das Stottern kriegen. Es blieb also bei „casamadre“, und alle amüsierten sich. Maria zum Schluß am meisten.

Die Generalprobe

Nicht alle Mädchen der Mallorca-Gruppe waren geübte Camperinnen. Hanni und Nanni, Anne, Doris und auch Carlotta hatten noch nie gezeltet. Deshalb besaßen sie auch keine Zeltausrüstung. Also ging ein reger Telefon- und Briefverkehr zwischen den Schülerinnen und verschiedenen Eltern hin und her. Bis Mitte Juni hatten alle ein Zelt und das nötige Zubehör. Nur wußten sie nicht recht, was sie damit anfangen sollten.

Am ersten Wochenende im Juli setzte Frau Martin die Campingprobe an. Es sollte im Park gezeltet werden. Natürlich möglichst weit weg vom Haus, damit es echter wirkte. Toiletten und Duschen von Lindenhof durften benutzt werden; die würde es ja auch auf der Finca geben. Damit die anderen Mädchen, die an der Reise nicht teilnahmen, nicht ausgeschlossen waren, gab es ein großes Barbecue für alle. Lagerfeuer und Fleisch vom Grill, so viel jede schaffte.

Der Hausmeister und sein erwachsener Sohn Peter halfen beim Aufbau der Zelte. Die erfahrenen Camperinnen gaben natürlich groß an. Es wurde viel gelacht.

Vor allem, als Bobby, durch ihre Eltern zelterprobt, die Zwillinge um einen Hering aus ihrem Vorrat bat, weil ihr einer fehlte. Ein Hering ist ein Metallhaken, mit dem man das Zelt im Boden verankert.

Hanni schaute die Freundin ernsthaft an.

„Tut mir leid, Bobby, das Fischgeschäft ist schon geschlossen. Außerdem waren die Heringe heute schon mittags ausverkauft.“

Für den zweiten Heiterkeitserfolg war Marianne verantwortlich, wenn auch unabsichtlich. Sie baute ihr Superzelt zusammen mit Katrin in Rekordgeschwindigkeit auf und erklärte allen anderen, was sie falsch machten. Als die beiden Freundinnen sich dann probeweise hineinsetzten, während die übrigen Mädchen noch mit ihren Stangen und Planen herumwerkelteten, machte es plötzlich „patsch“, und das Zelt sank über Marianne und Katrin zusammen. Sie hatten irgendeine Schraube oder einen wichtigen Splint vergessen.

Auch sonst hatte die Generalprobe so ihre Tücken. Gerade als das Lagerfeuer schön brannte und die Koteletts auf dem Holzkohlegrill brutzelten, fing es an zu regnen. Die Mädchen rannten herum wie aufgeschreckte Hühner. Was sollten sie zuerst retten? Das Fleisch, den Kartoffelsalat oder die Kissen und Luftmatratzen auf der Wiese ...?

„Erst die Koteletts“, schrie Nanni auf einmal. „Die schmecken besser ohne Sauce!“

Die Grillparty fand im Speisesaal statt. Ein bißchen zäh waren die Koteletts inzwischen schon. Und der Kartoffelsalat leicht wässrig. In der Eingangshalle trockneten die Kissen und Polster. Trotzdem wurde es ein lustiger Abend.

Später schlug Frau Martin vor, das „Camping-Experiment“ auf den nächsten Tag zu verschieben. Doch die zwölf „Mallorquinas“ bestanden eisern darauf, in den Zelten zu übernachten.

Frau Martin zuckte die Achseln.

„Wenn es euch Spaß macht, in Ordnung. Aber auf Mallorca regnet es im Sommer bestimmt nicht. Im nassen Zelt zu schlafen, das braucht ihr nicht zu üben.“

Sie hielten fast alle aus. Nur Anne und Doris verzogen sich gegen drei Uhr in ihre Betten. Die anderen hüpfen um sechs Uhr früh in den Swimming-pool und erzählten nachher beim gemeinsamen Frühstück, die Nacht im feuchten Zelt wäre großartig gewesen – und ob man nächste Woche vielleicht wieder Camping spielen könnte?

Frau Martin und Fräulein Theobald schauten sich an und sagten – fast im Chor –: „Nein, das reicht jetzt!“

Es geht los!

Der Lindenhofer Bus war viel zu groß für die zwölf Mädchen plus Frau Martin plus Maria plus Peter und Ilse Holzbauer. Ilse war Peters Frau, sie arbeitete als Diätköchin in einem Krankenhaus und war sehr nett. Da eine gelernte Köchin nur von Nutzen sein konnte, hatte Fräulein Theobald sie gebeten, ihren Mann zu begleiten und sich um das Essen zu kümmern.

In dem halbleeren Autobus fanden die zwölf Fahrräder der Mädchen bequem Platz, dazu noch ein etwas klappriges Moped, mit dem Ilse zu Hause zum Einkaufen fuhr.

Um sieben Uhr ging es los. Es war ein ungewöhnlicher Abschied von Lindenhof. Kein Trubel, keine Umarmungen, kein Gelächter. Die anderen waren alle am Tag vorher zu ihren Eltern abgereist. Nur Fräulein Theobald und die Hausmutter standen

auf der Freitreppe und winkten.

Die erste Nacht verbrachten sie in Frankreich, in einer Jugendherberge bei Lyon. Sie hatten Pech. Die Jugendherberge entpuppte sich als ziemlich schlampige Bude. Außerdem hatte vor ein paar Tagen ein Wasserrohrbruch einige Zimmer unwohnbar gemacht, so daß ein Teil der jugendlichen Gäste auf Luftmatratzen im Aufenthaltsraum schlafen mußte. Die Mädchen hätten am liebsten im wunderschönen Park gezeltet. Aber das erlaubte Frau Martin nicht. Das Ein- und Auspacken wäre zu zeitraubend gewesen. Am nächsten Tag ging es durch Südfrankreich. Eine herrliche Fahrt. Durch die geöffneten Busfenster wehte der Duft von Olivenbäumen und Pinien, mittags gab es in einer Raststätte am Rande der Autobahn Tomatensalat mit Oliven und Weißbrot. Anschließend besichtigten sie das Château de Salses, eine mittelalterliche Festung mit Mauern und Türmchen und einem Burgverlies.

„Wollen wir nicht ein paar Tage hierbleiben?“ fragte Carlotta. „Wir könnten die Festung für Touristen sperren und im Burghof campen. Natürlich müßten wir Pferde haben! Der Hof wäre toll zum Reiten. Ich meine, für ein Turnier ...“

Alle lachten. Carlotta war immer gut für einen Spaß.

Am späten Abend kamen sie in Barcelona an. Für eine Stadtbesichtigung war keine Zeit, die würden sie auf der Heimreise nachholen. Um elf Uhr durfte der Bus an Bord der Mallorca-Fähre kommen. Es war ein mühsames Einrangieren, mal vorwärts, mal rückwärts; die Fahrzeuge wurden wie Ölsardinen in die Dose gepackt. Das Aussteigen war schwierig genug, weil die Türen kaum mehr zu öffnen waren.

„Kommen wir da morgen früh wieder raus?“ erkundigte sich Nanni bei Peter.

Der zuckte die Achseln.

„Keine Ahnung. Aber bisher hat wohl noch niemand sein Leben hier verbringen müssen. Also werden wir es auch schaffen.“

Auf dem Fährschiff herrschte ein wildes Durcheinander, die Leute suchten ihre Kabinen, ihren Schlafessel oder einen Platz an der Bar. Frau Martin war ein bißchen nervös. Aber Maria erledigte alles spielend. Sie lachte mit den Stewards, erhielt die Kabinenschlüssel, und eine halbe Stunde später schliefen die Lindenhoferinnen friedlich in ihren Stockbetten. Keine erlebte das Ablegen des Schiffes mit, keine sah, wie die tausend Lichter von Barcelona in der Ferne verschwanden, wie nur noch der Mond und unzählige Sterne die Nacht erhellten. Der Tag war einfach zu lang gewesen.

Ein kleines Paradies

Sieben Uhr: Wecken. Frau Martin steckte den Kopf in jede der drei Viererkabinen.

„Beeilt euch“, sagte sie. „Wir kommen zwar erst um acht Uhr an, aber der Blick vom Schiff aus auf die Insel ist einmalig! Das dürft ihr nicht versäumen.“

Hanni gähnte herzhaft, dann sprang sie aus dem Bett. „Wir machen nicht nur schnell, Frau Martin, wir machen noch schneller als schnell! Vielleicht sollten wir uns alle vier gemeinsam unter die Dusche stellen, das spart Zeit.“

Frau Martin lachte.

„Wascht euch, wie ihr wollt. Von mir aus laßt ihr's auch mal bleiben. Hauptsache, ihr seid in zwanzig Minuten an Deck.“

Sie duschten trotzdem nacheinander und standen kurz vor

halb acht an der Reling. Der Sommermorgen war hellblau, noch ganz blaß. Das Meer schimmerte silbern wie das Innere einer Muschel, Perlmutter mit ein paar goldenen Reflexen der Morgensonne. Und vor ihnen Mallorca. Eine Steilküste, Berge, Buchten, alles noch blau zu dieser frühen Stunde. Kaum Häuser, kaum ein Ort. Eine Landschaft von verträumter, großartiger Stille und Schönheit.

„Das ist meine Insel“, sagte Maria mit glänzenden Augen und windverwehten Haaren. „Ich war so lange nicht mehr hier. Ich wußte gar nicht mehr, wie schön Mallorca ist.“

Dann umrundete das Schiff die Südwestspitze Mallorcas. Jetzt sah man Dörfer und auch Hotelbauten. Die Berge wurden niedriger, verwandelten sich in pinienbewachsene Hügel. Das Sonnenlicht glitzerte auf dem Meer, das zarte Perlmutter wurde zu Gold. Schließlich tauchte Palma auf. Eine weiße Stadt im Morgenlicht.

„Wir bitten die Autobesitzer, sich zu ihren Fahrzeugen zu begeben“, erklang eine Stimme aus dem Lautsprecher. Die Durchsage erfolgte in drei Sprachen.

„Vamonos“, meinte Carlotta.

„Vamonos“, nickte Maria und strahlte.

Sie strahlte bloß noch. Sie war offensichtlich in ihrem Element.

Wie Peter es schaffte, den dicken Bus aus dem Gewirr der anderen Wagen, die ihn einklemmten, herauszubugsieren, blieb allen ein Rätsel. Aber er schaffte es. Schließlich waren sie am Kai. Zehn Minuten später in einem Cafe am Jachthafen. Frau Martin bestellte Rühreier und Tee. Vor den Tischen lagen blaue und grüne Fischernetze zum Trocknen aus, ein Boot setzte die Segel und fuhr davon, eine leuchtende Spur im Wasser hinter sich zurücklassend.

Eine Stunde später hatten sie ihr Urlaubsziel erreicht. „El Barranch“, so hieß die Finca. El Barranch bedeutet „das Tal“. An das Grundstück schloß sich ein urzeitliches Flußtal an, ein Naturschutzgebiet voll wilder Bäume und Büsche. Es gab hier nichts als Grün, Himmel und ein paar kleine Mäuerchen aus rosarotem Naturstein.

„Wir müssen das Gepäck zum Haus tragen“, sagte Frau Martin. „Der Weg ist zu schmal für den Bus.“

Sie schleppten ihre Reisetaschen und Koffer zum Haus hinauf. Auf dem Grundstück wuchsen Algarobas – Johannisbrotbäume – und Oliven. Oleander und Bougainvilleen blühten. Ein kleines Paradies ... Frau Martin hatte den Schlüssel zum Haus, zu der frisch renovierten Bauernfinca. Es gab dort zwei Schlafzimmer, zwei Duschbäder und einen großen Wohnraum.

Sie schauten alles an. Fanden das alte, neu aufgebaute Bauernhaus aus rosa Naturstein wunderschön. Ein Olivenbaum wuchs direkt aus der hinteren Mauer heraus. Und die Fensterläden und Türen waren grasgrün.

„Ich glaube, wir machen eine Pause“, schlug Frau Martin vor. „Suchst du mal im Bus nach meinem ‚Schatzkästchen‘, Maria? Und ihr, laßt ruhig die Zelte liegen, die könnt ihr nachher aufbauen.“

Der Inhalt des „Schatzkästchens“ bestand aus einem Gugelhupf, den die Hausmutter gebacken hatte, und mehreren Gläsern mit Kirschkompott.

Sie hockten sich auf die Terrasse vor dem Haus mit den grünen Fensterläden, aßen Kuchen aus der Hand und Kirschkompott aus Papptellern. Zelte und Gepäck lagen bunt verstreut herum. Plötzlich hatte Maria ihre Gitarre in der Hand und klimperte.

„Die Martin ist klasse“, meinte irgendwann Jenni. „Wer außer ihr würde sagen, schmeißt euer Gepäck auf die Wiese und

kommt Kuchen füttern? Oder? Dabei hat sie uns total im Griff, wenn sie will.“

Später ging es dann mit viel Gelächter an das Aufbauen der Zelte. Jedes Zelt sollte einen schattenspendenden Baum haben, riet Maria. Das war kein Problem, denn Bäume gab es genug. Peter Holzbauer half beim Aufstellen der Zelte. Das war auch notwendig, denn die Camperinnen hatten nach dem Test in Lindenhof doch wieder das meiste vergessen.

Zwei Stunden später standen die Zelte, jedes unter einem Algarobabaum.

Nach dem Mittagessen – Spaghetti und Tomatensauce aus der Dose, alles von Lindenhof mitgebracht – lag die ganze Bande eingeölt in der Sonne. Schließlich wollten sie braun werden.

Währenddessen ließ sich Maria von Peter zeigen, wie man mit einem Moped umgeht. Sie hatte natürlich einen Führerschein, aber Mopedfahren war neu für sie. Nach einer halben Stunde Unterricht sagte sie, sie wolle im Ort einkaufen. Ehe Peter protestieren konnte, war sie schon weg. Sie kam mit Lammkoteletts, Zucchini, Tomaten und Orangen zurück und sorgte gemeinsam mit Inge für ein gutes Essen.

Herrlich gesättigt saßen sie nachher auf der Terrasse, betrachteten den fast vollen Mond und hörten die Grillen zirpen.

Der Sternenhimmel war eine Pracht. Die Mädchen hatten gar keine Lust, schlafen zu gehen, obwohl sie eigentlich müde waren.

Aber Frau Martin meinte, daß es für den ersten Tag genug wäre. Es dauerte sowieso noch lange, bis sich alle in ihren Zelten und auf den Luftmatratzen bequem eingerichtet hatten. Immer wieder wurde gekichert, da und dort blitzte eine Taschenlampe auf.

Hannis und Nannis Zelt stand ganz nahe neben dem von

Marianne und Katrin. Plötzlich hörten die Zwillinge ein entsetztes Quietschen.

Dann schrie Katrin: „Oh, wie schrecklich! Hier ist eine Maus! Eine lebendige Maus!“

„Na und?“ antwortete Marianne. „Sie wird dir schon nichts tun.“

„Ich werde wahnsinnig – sie kitzelt mich am Fuß!“

„Viel Vergnügen“, spottete ihre Matratzennachbarin ziemlich herzlos. „Sicher gibt es auf Mallorca auch eine Klapsmühle. Da bringen wir dich morgen hin. Aber erst nach dem Frühstück.“

Katrin ärgerte sich.

„Da ist wirklich eine Maus“, jammerte sie. „Sie hat mich am Fuß gekitzelt! Ich spinne nicht.“

„Kann schon sein“, rief Bobby aus dem Nachbarzelt herüber. „Schade, daß wir keine Katze haben. Die würde dein Problem schnell lösen.“

„Ihr seid gemein“, rief Katrin.

Hanni lachte in die Dunkelheit ihrer blauen Zeltplane. „Sei froh, daß unsere alte Amanda nicht hier ist. Die hat uns zu Hause die Mäuse immer ins Bett gebracht. Manchmal tot, manchmal auch lebendig.“

Nanni kicherte.

Katrin schwieg. Vermutlich hatte ihre Maus das Weite gesucht.

Als Frau Martin und Peter ihre letzte Runde machten, schliefen alle Mädchen. Die Maus hatte sich wirklich verzogen. Auf der Terrasse fand sie ein köstliches Mitternachtsmahl aus den Resten des Abendessens. Sie fraß sich dick und satt und schlief unter dem Tisch ein.

Zwei kleine Kätzchen am Straßenrand

Um sechs wachte Nanni auf. Sie wachte auf, weil eine Lerche sang. Durch den Gesang einer Lerche aufzuwachen war etwas Ungewöhnliches. Nanni hörte der Lerche zu, Hanni brummte vor sich hin. Sie schnarchte nie, sie brummte nur wie ein kleiner Bär. Die Lerche hörte auf. Hanni nicht.

Nanni kroch aus dem Zelt. Auf der Wiese lag noch Tau. Eine zweite Lerche nahm den Gesang der ersten auf. Vielleicht war es aber auch dieselbe von vorhin, die nur eine Verschnaufpause gebraucht hatte. Nanni schnupperte den frischen Duft des südlichen Morgens. Auf der Terrasse vor dem Haus stand ein Liegestuhl. Sie kuschelte sich hinein. Er war ein bißchen feucht. Aber es war ungeheuer schön, so früh auf zu sein, wenn alle anderen noch schliefen und nur die Lerche sang.

Katrins Maus lag noch immer unter dem Tisch. Sie hatte einfach zuviel gefressen. Jetzt wachte sie auf und lief davon.

„Bleib doch, du dumme Gans“, rief Nanni ihr nach. „Ich tu dir nichts, ich mag Mäuse!“

Aber die Maus war weg.

Nanni seufzte und zog die Beine hoch.

„Kein Wunder, daß sie mich nicht verstanden hat. Sie spricht natürlich nur Mallorquin.“

„Wer spricht nur Mallorquin?“ fragte Frau Martin, leicht verstrubbelt und in ein rosa Nachgewand gehüllt.

Nanni zuckte vor Schreck zusammen, als sie so plötzlich von hinten angesprochen wurde. Dann lachte sie.

„Ich habe mich mit einer Maus unterhalten. Dummerweise auf deutsch. Ich hätte mir denken können, daß sie mich nicht versteht, nicht wahr?“

„Natürlich“, sagte Frau Martin.

Sie sagte es ganz ernst. Nanni fand das nett von ihr. Dann setzte sich Frau Martin in den anderen Gartenstuhl. In diesem Augenblick erschien Hanni.

„Katrins Maus hat mich aufgeweckt“, sagte sie. „Sie hat an meinem linken Zeh geknabbert. Nicht, daß mich so was ernsthaft stört, aber schlafen kann man dann natürlich nicht mehr.“

„Quatsch“, meinte Nanni, „die Maus hat hier unter dem Tisch geschlafen und ist gerade weggelaufen, als ich mit ihr reden wollte.“

„Nein ...“

„Streitet euch nicht“, meinte Frau Martin. „Ich glaube, es gibt hier eine Menge Mäuse. Für jede von euch eine eigene.“

Die Sonne ging auf. Nein, sie ging nicht wirklich auf, sie erschien hinter den Pinien, hinter den Bergen. Sie leuchtete rotgolden. Einen Moment lang war alles ungeheuer still. Dann sang irgendwo ein Vogel. Es war nicht mehr die Lerche von vorhin.

In den Zelten war es ruhig. Alle schliefen noch. Frau Martin stand auf.

„Ich werde mal ins Bad gehen, bevor der allgemeine Ansturm beginnt.“

Plötzlich hatte Hanni eine Idee.

„Ich würde gerne ein bißchen radeln“, meinte sie. „Es ist so schön jetzt. Und jeden Morgen stehe ich bestimmt nicht so früh auf. Darf ich? Ich könnte in Porto Petro Brot holen. Dann braucht Peter nachher nicht zu fahren.“

Frau Martin überlegte, dann nickte sie zustimmend.

„Warum nicht? Aber die Bäckerei macht erst um acht Uhr auf.“

„Ich weiß. Um so besser. Ich würde gerne eine halbe Stunde am Meer sitzen und gucken.“

Nanni beschloß mitzukommen. Frau Martin drückte den Mädchen ein paar Geldscheine in die Hand.

„Wenn ihr beim Bäcker außer Brot noch etwas Nettes seht, bringt es mit. Kuchen oder ich weiß nicht was.“

Die Zwillinge radelten los. Der Himmel war hellblau und hauchzart. In den Gärten links und rechts der schmalen Landstraße hingen Aprikosen und Pfirsiche in den Bäumen. Die Glöckchen der Schafe bimmelten.

Porto Petro schief noch, als sie eintrafen. Sie legten die Räder auf den Kai und setzten sich daneben, ließen die Beine baumeln. Ein paar Segler krochen gähmend aus ihren Kojen. Ein Fischer ging an Bord seines Bootes, setzte die Segel und winkte den Mädchen zu, bevor er auslief. Sie winkten zurück.

Um fünf nach acht kauften sie ein paar Laibe des hellen mallorquinischen Bauernbrotes und zwanzig „Ensaïmadas“. Die schmeckten ähnlich wie unsere Faschingskrapfen. Alles war noch warm, frisch aus der Backstube.

Zehn Minuten später, auf dem Heimweg, passierte es.

Zwei Kätzchen hockten mitten auf der Straße und schrien. Sie miauten nicht, sie schrien. Winzige, struppige, schwarzweiß gefleckte Dinger.

Nanni bremste so scharf, daß sie fast vom Rad gefallen wäre.

„Die werden doch gleich von irgendeinem Auto überfahren“, sagte sie und hob eines der Kleinen hoch. Es hatte noch die milchigblauen Augen der Katzenbabys und riesengroße Pfoten.

Es paßte genau in ihre Hand.

Hanni lehnte ihr Rad gegen das Straßenmäuerchen und griff nach dem zweiten Kätzchen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte sie.

Nanni antwortete nicht gleich, denn das Kätzchen, das noch keines war, sondern eher einer Ratte ähnelte, hörte auf zu schreien und schleckte ihr das Gesicht ab.

„Wir müssen die Katzenmutter suchen“, wiederholte Hanni.

Sie fanden sie nicht.

„Sicher ist sie tot“, überlegte Nanni. „Sonst hätte sie ihre Kinder nicht allein gelassen. Die Kleinen sind halb verhungert, schau sie dir doch an. Darum sind sie wohl einfach losgelaufen.“

„Wir nehmen sie mit. Wenn wir uns nicht um sie kümmern, haben sie keine Chance zu überleben.“

Sie nahmen das Brot aus der Plastiktüte und steckten die Kätzchen hinein. Das Brot war auch auf dem Gepäckträger gut untergebracht. Die Tüte mit den Katzen hängte Hanni an ihren Fahrradlenker. Vorsichtig und sehr langsam radelten sie nach Hause.

Auf El Barranch herrschte lebhafter Frühstücksbetrieb. Frau Martin kochte Tee, Maria und Ilse deckten den Tisch, ein paar Langschläferinnen duschten im Garten oder im Bad oder putzten sich die Zähne.

„Hallo!“ rief Frau Martin. „Die Brotholerinnen sind da.“

„Ja, wir sind da“, sagte Nanni, und das Päckchen mit dem Brot und den Ensaimadas kippte vom Rad.

„Wir haben noch etwas anderes mitgebracht“, erklärte Hanni. Sie holte die Kätzchen aus der Tüte. „Die haben wir auf der Straße gefunden ...“

Natürlich wurde der Tee kalt, und Anne war die einzige, die sich eine Ensaimada schnappte und sie verschlang. Alle anderen hockten um die Katzenbabys herum.

„Madre de dios“, rief Maria, „sie sind ja halb verhungert! Wir

müssen sie füttern.“

Noch nie hatten Hanni und Nanni in solcher Eile und mit so viel Liebe Fleisch winzig klein geschnitten. Dann mischten sie zerdrückte Kartoffeln vom Abendessen darunter. Einen Rest Dosenmilch fanden sie auch noch.

Die Kätzchen beschnupperten das Menü minutenlang, liefen ein paar Meter weit weg, jammerten, kamen zurück und probierten, was man ihnen angeboten hatte. Dann hörte das Jammern und Schreien auf einmal auf. Sie fraßen. Zum Schluß schleckten sie den Teller aus.

„Wenn sie satt sind, werden sie müde sein“, sagte Anne, die sich schon die zweite Ensaimada einverleibte. „Wir sollten ihnen ein Bettchen machen.“

Ein großer Karton und Hannis Badetuch wurden zum Katzenbett umfunktioniert. Ein zweiter, kleinerer Karton wurde zum Katzenklo, gefüllt mit trockenem Gras und etwas Erde. Die Kätzchen wurden in den großen Karton gelegt. Sie schienen sich in ihrem neuen Gehäuse recht wohl zu fühlen, denn sie schliefen sofort ein.

Erst dann wurde gefrühstückt.

Nachher sagte Frau Martin: „Ich muß wegen der Kätzchen mit euch reden, Kinder. Selbstverständlich werden wir für sie sorgen, solange wir hier sind. Aber wir können sie nicht nach Lindenhof mitnehmen. Ihr wißt alle, daß es unmöglich ist.“

„Vielleicht würden meine Eltern sie behalten“, schlug Bobby vor.

„Ja, unsere bestimmt“, meinte Nanni, obwohl sie sich nicht ganz sicher war. Schließlich gab es im Haushalt Sullivan schon einen Dackel und die Katze Amanda. Vier Tiere? Ob die Eltern da ja sagen würden?

Frau Martin schüttelte den Kopf.

„Es könnte schon sein, daß sich bei euren Eltern ein Platz für die beiden Kätzchen finden ließe. Aber wir können sie nicht nach Deutschland bringen. Wir haben auf der Rückreise einen Tag in Barcelona eingeplant und einen zweiten Aufenthalt in Lyon. Das bedeutet eine Nacht auf der Fähre und drei Nächte in einer Jugendherberge. Die Tiere sind jetzt zwei oder drei Wochen alt, wenn wir abfahren also höchstens sechs. Mit so jungen Katzen kann man nicht reisen.“

Maria mischte sich ein.

„Wenn wir die ‚gatitos‘ nicht mitnehmen dürfen, werde ich hier jemanden suchen, der sie behält“, sagte sie. „Ich werde beim Einkaufen alle Leute fragen.“

„Was sind gatitos?“ wollte Hanni wissen. „Die Kleinen?“

Maria lachte.

„Gato heißt auf spanisch Katze und gatito Kätzchen, also sind es zwei gatitos. Ich wäre glücklich, wenn ich sie nehmen dürfte. Aber in Lindenhof geht es nicht. Wenn ich später im November ein Zimmer im Studentenheim kriege, geht es auch nicht, und Frau Martin hat ja gerade gesagt, daß die Kätzchen hierbleiben müssen. Ich finde schon etwas. Verlaßt euch drauf!“

Die Taufe

Die gatitos waren versorgt, Inge und Maria wollten zu Hause bleiben und die Pflanzen gießen. Also konnte es losgehen zum Strand. Peter Holzbauer lud die Mädchen und Frau Martin in den Bus. Fünf Minuten später waren sie an der Cala Mondrago. Eine tiefeingeschnittene, piniengesäumte Bucht mit ein paar

Klippen und unwahrscheinlich weißem Sand. Sand wie Zucker. Natürlich gab es jetzt im Sommer außerdem noch eine Menge Menschen, aber es war gerade noch zum Aushalten.

Es wurde ein herrlicher Tag. Brutzeln und bräunen, und alle zehn Minuten hinein in das blaue, laue Meer. Die Mädchen schwammen, tauchten und tobten.

Frau Martin schaute ihnen zu und hatte pausenlos Angst, eine könnte ertrinken. Aber die Mädchen waren gute Schwimmerinnen und völlig in ihrem Element. Mittags aßen sie im Strandrestaurant gegrillte Sardinen. Es schmeckte köstlich, trotz der vielen Gräten.

Jenni, Karin und Doris konnten ihre Portion nicht aufessen und wollten den Rest zurückgehen lassen.

„Nix da“, rief Hanni und winkte dem Kellner ab. „Das packen wir ein. Für die gatitos. Wenn wir die hunderttausend Gräten rausgefummelt haben, gibt das ein Supermenü für die Kätzchen. Übrigens – wie wollen wir sie eigentlich nennen?“

Darüber hatten sie noch gar nicht nachgedacht.

Es hagelte Vorschläge.

„Max und Mausi.“

„So ein Blödsinn!“

„Oder Max und Moritz?“

„Noch dümmer! Eines ist schließlich ein Mädchen.“

Auch „Peter und Petronella“ und „Schnurr und Schnurreline“ fanden keine rechte Zustimmung.

Frau Martin schlürfte schwarzen Kaffee und schwieg. Dann meinte sie: „Vielleicht solltet ihr darauf achten, den Kätzchen Namen zu geben, die auch ein Spanier aussprechen kann, ohne sich die Zunge abzubrechen. Wir müssen die gatitos hierlassen, das habe ich euch schon gesagt. Und ich hoffe, daß Maria einen Platz für sie findet. Sie kann das besser als ich, sie spricht

Mallorquin, für die Leute ist sie beinahe eine Einheimische.“

Die Mädchen nickten bekümmert. Einige mehr, andere weniger. Natürlich fand die ganze Gruppe die gatitos süß. Aber nicht alle liebten Katzen so sehr wie Hanni und Nanni und Carlotta. Bobby zum Beispiel mochte Hunde viel lieber, vor allem große Hunde, mit denen man herumtoben konnte. Und Doris, Katrin und Petra streichelten zwar die Kätzchen gerne, aber wenn es darum ging, die Häufchen wegzuräumen, ekelten sie sich.

Die Mädchen suchten weiter nach Namen, diesmal nach halbwegs spanisch klingenden.

Anne, das Dickerchen, hatte seit dem letzten Jahr drei Kilo abgenommen und bewegte sich etwas schneller als früher. Trotzdem nannten die Freundinnen sie oft „du Schneck“ oder, weil sie ein netter Kerl war, „Schnecki“.

Anne kaute an einem Stück Brot, das übriggeblieben war, und fragte: „Könnten wir nicht mal von etwas anderem reden als von den Zucker-gatitos? Was gibt's heute zum Abendessen?“

Elf Lindenhof-Schülerinnen und Frau Martin lachten so laut, daß die Leute zu ihnen herübersahen. Während die anderen Anne damit aufzogen, daß sie sicher verhungern würde, weil Peter, Inge und Maria nicht im Traum daran dächten, einzukaufen, und wenn, dann höchstens ein paar Dosen mit Katzenfutter ..., ja, während die anderen blödelten, starrte Nanni auf das postkartenblaue Meer und erinnerte sich daran, wie sie und Hanni die Kätzchen gefunden hatten. Nicht nur hungrig und durstig, sondern jeden Moment davon bedroht, überfahren zu werden.

„Ich hab's!“ rief sie plötzlich.

„Was?“ fragte Anne und grinste über ihr breites, fröhliches Gesicht von einem Ohr zum anderen. „Das Menü für heute abend?“

Nanni lachte nicht einmal.

„Nein. Einen Namen für die gatitos! Felix und Felicia. Felix heißt auf lateinisch ‚der Glückliche‘. Ich bin zwar keine Leuchte in Latein, braucht mir keiner von euch zu sagen, aber so weit reicht es noch. Die gatitos haben schließlich Glück gehabt. Wenn sie noch länger auf der Straße rumgelaufen wären, hätte ein Auto sie erwischt. Und in den Mandelgärten links und rechts, da gibt es nichts zu fressen und kein Wasser. Also warum nicht Felix und Felicia?“

Die Freundinnen waren einverstanden. Die Namen klangen hübsch, und sie hatten, wie Nanni meinte, sogar einen tieferen Sinn. Das gefiel ihnen. Außerdem: Wenn sie die Kätzchen am Ende des Urlaubs abgeben mußten, waren die Namen ebenfalls richtig. Feliz heißt auf spanisch „glücklich“.

„Heute abend werden wir Felix und Felicia taufen“, beschloß Carlotta.

Kurz darauf kamen Peter und Inge mit dem Bus. Nachdem sie eine Runde geschwommen waren – „soviel Zeit muß sein, wir haben Ferien“, sagte Frau Martin –, ging es heim nach El Barranch.

Anne betrachtete neugierig die Einkaufstüten neben Peters Fahrersitz.

„Was gibt’s denn heute abend?“ erkundigte sie sich.

„Kaninchen“, erklärte Inge. „Frisch vom Markt. Schau sie dir an, wenn du magst.“

Anne machte eine Tüte auf. Fünf halbe Kaninchen waren drin.

„Pfui Teufel“, regte sich Anne auf. „Karnickel mit Köpfen und Augen! So was esse ich nie im Leben!“

Die anderen lachten.

„Du ißt bestimmt, was Inge und Maria kochen“, meinte Jenni spöttisch. „Du hast doch jetzt schon wieder Hunger.“

Anne war ein bißchen beleidigt.

Inge beruhigte sie. „Natürlich mache ich die Augen raus, bevor die Karnickel in den Topf kommen. Und außerdem braucht keiner von euch die Köpfe zu essen. Die sind gut für die Sauce, und schließlich müssen wir auch die gatitos füttern.“

Selbstverständlich schmeckte der Kanincheneintopf köstlich. Zwar war Inge die „offizielle“ Köchin, aber Maria holte noch ganz schnell wilden Salbei aus dem Barranch, und ein paar Stengelchen Thymian brachte sie auch mit. Anne vergaß die Augen, die längst im Abfalleimer lagen, und ließ sich den Teller zweimal füllen. Die Kätzchen erfreuten sich heute an den Sardinen aus dem Strandcafe. Morgen würde es auch für sie Kaninchen geben, an den Köpfen war genug Fleisch dran.

„Womit taufen wir die gatitos?“ fragte Bobby später. „Mit Zitronenlimonade? Das sieht so ähnlich aus wie Sekt.“

„Spinnst du, oder bist du bloß verrückt?“ regte sich Marianne auf. „Was glaubst du, wie die nachher kleben! Richtig putzen können sie sich noch nicht, dazu sind sie zu jung.“

„Also dann Mineralwasser“, meinte Jenni. „Mit viel Kohlen-säure drin, damit es schäumt wie Sekt.“

Hanni durfte Felix auf den Arm nehmen, Bobby, obwohl sie große Hunde lieber mochte, Felicia. Frau Martin kippte beiden Kätzchen einen Schuß lauwarmes Mineralwasser über den Kopf. Sie maunzten nicht einmal, schauten nur verblüfft und leckten sich das nasse Fell ab.

„Na denn“, sagte Frau Martin ziemlich unfeierlich, „jetzt heißt ihr also Felix und Felicia. Die Glücklichen. Merkt euch das mal, ihr Supergatitos. Und viel Glück!“

Mallorca ist wunderschön!

Das Ferienleben auf der Finca spielte sich ein. Die Mädchen standen mehr oder weniger mit der Sonne auf und gingen mit ihr ins Bett, denn es war bis nach zehn Uhr abends hell. In den zwei winzigen Bädern gab es zwar morgens einiges Gedränge, aber nie Probleme. Schließlich konnte man sich die Dusche auch sparen und statt dessen in den Pool hüpfen. Maria hatte sich selbst zur Brotholerin ernannt. Ihr machte es Spaß, auf dem altersschwachen Moped durch die Landschaft zu sausen. Inge war froh darüber, sie schlief gerne etwas länger. Maria hatte natürlich in der Bäckerei von Porto Petro und in allen anderen Läden, in denen sie einkaufte, von den Kätzchen erzählt, hatte sie als die schönsten und reizendsten Tiere beschrieben, die man sich vorstellen konnte. Sie log für einen guten Zweck. Denn Felix und Felicia waren zwar reizend und lieb, und sie konnten stundenlang schnurren, aber schön waren sie weiß Gott nicht. Sie hatten noch immer ein struppiges Fell und übergroße Pfoten auf dünnen Beinchen, mit denen sie jedesmal im Futternapf standen. Nachher mußte man sie mit einem nassen Lappen säubern. Leider hatte Maria bisher noch niemanden gefunden, der diese bezaubernden Kuschelkatzen zu sich nehmen wollte. Es gibt eben auf Mallorca zu viele Katzen, und jeder, der sie mag, hat schon eine oder mehrere.

Es war ein abwechslungsreicher Urlaub für die Lindenhoferinnen. Mal ging es an den Strand zum Baden und Bräunen, mal fuhren sie mit dem Bus über die Insel. Einen ganzen Tag

verbrachten sie in Palma, der Hauptstadt, die sie bei der Ankunft kaum gesehen hatten. Sie besichtigten die gotische Kathedrale und einige prachtvolle alte Patrizierhäuser, dann bummelten sie durch die Gassen der Altstadt, kauften Postkarten und später Kirschen. Nachher, im Cafe bei Mandeleis, schrieben sie Fräulein Theobald eine Karte und eine zweite an Mamsell. Die schrieb Marianne – sie hatte eine halbwegs ordentliche Handschrift – auf französisch. Es war nur ein einziger Satz mit vielen herzlichen Grüßen, denn alle zwölf mußten unterschreiben.

An einem anderen Tag wanderten sie zum Cap Formentor, der Nordspitze der Insel. Da gab es nur bizarre Felsen, Wind, Sonne und ein tiefblaues Meer. Alle waren hingerissen von dieser wilden, schönen Landschaft, auch diejenigen, die sich sonst schwer begeistern ließen.

Hanni und Nanni standen auf einem Felsen und schauten in das gischende Wasser unter ihnen.

„Wenn ich mir jetzt vorstelle, daß unsere lieben Eltern auf ihrem Kongreß hocken“, meinte Hanni, „und sich vielleicht gerade in diesem Moment über die Aktionen der Fadenwürmer im menschlichen Gedärm unterhalten ...“

Nanni kicherte und umarmte die Schwester.

„Laß sie mal. Denen macht so was Spaß. Sei froh, daß wir hier sind und nichts mit Faden- oder sonstigen Würmern zu tun haben. Vielleicht können wir unsere Eltern dazu überreden, daß sie im nächsten Sommer mit uns noch mal nach Mallorca fahren. Es würde ihnen hier sicher gefallen!“

„Ja“, meinte Hanni, „sicher. Aber das ist noch weit weg, mindestens ein Jahr. Und jetzt gefällt es *uns*.“

Felix und Felicia wurden geliebt, gekuschelt und gefüttert. Sie hatten noch immer die babyblauen Augen, aber sie wuchsen

jeden Tag ein Stück, man konnte wirklich dabei zuschauen. Sie fraßen wie siebenköpfige Raupen, so nannte es jedenfalls Frau Martin. Sie trampelten mit ihren übergroßen Pfoten durch Sardinien, kleingeschnitzelte Kaninchenköpfe und Dosenfutter. Wenn sie satt waren, schnurrten sie, dann schliefen sie ein.

Maria hatte bei einem Schreiner Sägespäne für das Katzenklo besorgt. Im Supermarkt von Cala d'Or gab es keine Katzenstreu zu kaufen. Mallorquinische Katzen werden nicht so verwöhnt wie deutsche. Wenn sie „müssen“, müssen sie eben in den Garten gehen oder sonst wohin. Die gatitos bekamen ein luxuriöses Katzenklo mit Sägespänen und benutzten es auch. Zumindest manchmal. Manchmal fanden sie auch die Schaufel in der Küche interessanter und geeigneter. Wenn Maria in der Küche aufkehren wollte, schwappten ihr schon mal aus dem Plastikschäufelchen ein paar Kubikzentimeter Katzenbächlein über die nackten Füße. Sie sagte nichts und putzte alles schnell weg. Sie hätte die Kätzchen gerne behalten. Aber das ging nun einmal nicht. Bisher hatte sich auch noch niemand gefunden, der bereit gewesen wäre, sie zu nehmen. Maria redete und redete, aber es nützte nichts.

Katzenhaie zum Abendessen

Als die erste Woche zu Ende ging, waren alle Lindenhofers Mädchen knackig braun. Nur Anne blieb fast weißhäutig. Allerdings hielt sie sich auch lieber im Schatten auf und mußte geradezu zum Schwimmen ins Wasser gejagt werden – was die Freundinnen erbarmungslos und mit Vergnügen taten! Frau Martin hatte Sonnenbrand, ihre Schultern pellten sich. Carlotta

kannte keine derartigen Probleme. Sie hatte eine dunklere Hautfarbe als die meisten Mallorquins. Sie fühlte sich hier in ihrem Element. Aus ihrer Zirkuszeit sprach sie recht gut Spanisch, und sie hatte ein paar Brocken Mallorquin aufgeschnappt, die sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit anwendete. Auf jeden Fall hatte sie die Lacher immer auf ihrer Seite.

Eines Abends hockten Hanni und Nanni am Rand des Swimming-pools, als die anderen schon schliefen. Nach dem langen, heißen Sommertag strömten die Pinien einen würzigen Harzduft aus. Auch andere Pflanzen, die die Mädchen nicht kannten, dufteten in der Dunkelheit. Ein paar Fledermäuse flogen lautlos. Auf dem Nachbargrundstück blökte ein Schaf im Traum. Sonst war alles unendlich still.

„Ich bin froh, daß wir die Reise mitgemacht haben“, sagte Hanni. „Und morgen gehe ich nicht mit an den Strand, sondern fahre mit Peter und Maria zum Einkaufen. Ich möchte die Markthalle von – na, wie heißt das Kaff denn? –, also ich möchte die Markthalle sehen.“

„Die Idee ist gar nicht so schlecht“, meinte Nanni und gähnte. „Ich glaube, ich schließe mich an.“

Felanitx, das zehn Kilometer entfernte Provinzstädtchen, machte den Zwillingen so viel Spaß, daß sie es nicht eine Sekunde lang bereuten, auf den Badetag verzichtet zu haben. Zuerst schauten sie sich die üppig verschnörkelte Barockkirche an, die mit ihrer weit geschwungenen Treppe aussah wie eine Bühnendekoration. Maria zündete vor einem kleinen Seitenaltar eine Kerze an.

„Ich bin nicht schrecklich fromm“, sagte sie zu Hanni und Nanni, „nur ein bißchen. Aber ich glaube an die Madonna.“

Natürlich weiß ich, daß sie wahnsinnig viel zu tun hätte, wenn sie jedem auf der Welt helfen wollte, der sie darum bittet. Da müßte sie ja einen Computer haben. Und so was gibt es im Himmel sicher nicht. Vielleicht bemerkt sie meine Katzen gar nicht. Aber vielleicht doch ...“

In der Markthalle roch es nach Aprikosen, Zwiebeln, Fisch und hundert anderen Dingen. Maria kaufte so gezielt ein, als wäre sie es gewohnt, für fünfzehn Personen zu kochen. Bei den Fischen überlegte sie lange. Natürlich waren Seezungen das beste, aber sie waren auch sündteuer. Es gab auch Rotbarben und Sardinen. Und dann die schwarzweiß gefleckten Katzenhaie. Plötzlich lachte Maria. „Die nehmen wir! Die Katzenhaie. Erstens sind sie billig, zweitens schmecken sie gut, und drittens heißen sie auf spanisch gatitos, wie unsere Kätzchen! Grillst du sie uns heute abend, Peter?“

Peter lachte und nahm die Tüte mit fünfzehn Katzenhaien in Empfang, während Maria bezahlte.

„Natürlich grille ich euch die Fischchen. Ich bin ja bloß froh, daß du nur Katzenhaie kaufst und nicht mit einem richtigen Hai ankommst.“

„Ach, mach dir keine Sorgen“, sagte Maria ganz ernst, nur ihre Augen glitzerten lustig, „einen Hai kaufe ich erst übermorgen. Einen großen! Den bringe ich dann lebendig. Damit ihr alle Angst kriegt!“

Auf der Rückfahrt lachten sie noch immer über die gatitos zum Abendessen und über den angekündigten richtigen Hai. Dann parkten sie den Bus am Anfang des Grundstücks und trugen die Tüten und Körbe zum Haus.

Auf der Terrasse saß die Überraschung.

Ein unerwarteter Besuch

„Bin ich blind, einäugig oder im Delirium?“ keuchte Hanni.

„Ja“, nickte Nanni, „alles auf einmal! Denn das, was ich sehe und was du siehst, das gibt es nicht ... Das ist bestenfalls eine Fata Morgana.“

Während die Zwillinge noch fassungslos dastanden, stellte Maria ihre Einkäufe ab, schüttelte sich die verschwitzten Locken aus dem Gesicht und gab Mamsell die Hand.

„Das ist aber mal eine Überraschung“, lachte sie. „Wir hatten keine Ahnung ...“

„Konnten Sie auch nicht, Maria“, sagte Mamsell. „Ich wußte selbst vor einer Woche noch nicht, daß ich heute hier sein würde. Ich wollte doch wie immer nach Frankreich fahren. Und dann rief mich eine Cousine an, mit der ich mich sehr gut verstehe, und erzählte mir, sie hätte eine Reise nach Mallorca gebucht, und nun läge ihre Mutter mit einer Gallensteinoperation im Krankenhaus, und ob ich nicht Lust hätte, an ihrer Stelle zu fliegen. Ich überlegte mir die Sache zehn Minuten, dann stellte ich fest, daß ich Lust hatte. Frankreich läuft mir schließlich nicht weg, und ich fand's außerdem ganz nett, euch zu besuchen. Wo sind denn Frau Martin und die anderen Mädchen?“

„Am Strand. Beim Baden.“

„Natürlich. Es ist übrigens wunderschön hier. Gar nicht so wild und unordentlich, wie ich befürchtet hatte. Ein reizendes Haus! Und die Palmen. Und der Pool. Und die blühenden Oleanderbüsche ... Tatsächlich, très sympathique! Frau Holzbauer hat mir schon Kaffee und ein paar Brötchen gemacht. Ach,

da sind ja auch Hanni und Nanni! Wart ihr nicht mit den anderen am Strand?“

„Nein“, sagte Nanni, „wir sind mit Maria und Peter in Felanitx beim Einkaufen gewesen. Das war viel interessanter. Baden können wir morgen immer noch. Aber daß Sie auf einmal da sind, Mamsell, das ist wirklich eine Sensation! Die anderen werden Augen machen, wenn sie heimkommen. Übrigens, wollen Sie sehen, was es heute abend gibt?“

Sie öffnete die große Plastiktüte, die sie immer noch in der Hand hielt, und zeigte Mamsell die glitschigen, schwarzweiß gefleckten Katzenhaie.

„Oh“, meinte Mamsell leise.

Sie mochte keinen Fisch. Weder gekocht noch gebraten, noch gegrillt. Sie aß ihn nur, wenn es unbedingt sein mußte. Vor rohem Fisch grauste ihr. Und lebenden Fischen ging sie grundsätzlich aus dem Weg.

„Ich weiß“, sagte Nanni freundlich, „damit können wir Sie nicht begeistern. Aber wir hatten ja keine Ahnung, daß Sie kommen würden. Peter treibt sicher ein Steak für Sie auf oder sonst was. Und die gatitos schaffen wir auch ohne Sie.“

„Danke“, lächelte Mamsell und zeigte all ihre leicht gelblichen großen Zähne, die die Mädchen respektlos Pferdezähne nannten. „Aber wieso gatitos? Das sind doch nicht diese schrecklichen Biester, sondern Kätzchen.“

Sie sprach nicht nur perfekt Deutsch, wenn sie wollte – allerdings wollte sie selten –, sondern auch fließend Englisch und recht gut Spanisch.

„Die Katzenhaie heißen hier so“, erklärte Maria. „Aber wir haben auch zwei richtige gatitos.“

In diesem Moment kam eines der Kätzchen um die Ecke gerannt, so schnell, daß es fast über seine zu großen Pfoten

stolperte. Es setzte sich vor Mamsell auf den Boden und piepste. Richtig miauen konnte es noch nicht. Gleich darauf erschien das zweite.

„Das sind Felix und Felicia, unsere gatitos“, erklärte Nanni kurz und bündig. „Ich glaube, sie haben Hunger.“

„Ach du lieber Himmel“, stöhnte Mamsell und versuchte Felicia abzuwehren, die ihre winzigen Mausezähne probeweise in den hellen Leinenschuh der Dame grub. Dann nahm sie sich die weißen Söckchen vor. Die schmeckten besser. Mamsell mochte Menschen im allgemeinen, Kinder und junge Mädchen im besonderen, Tiere allerdings nur aus sicherer Entfernung.

„Wo habt ihr denn die aufgetrieben?“ wollte sie wissen.

Hanni und Nanni erzählten. Mamsell war von der Geschichte der Errettung der Katzenbabys gerührt, mochte aber trotzdem nicht, daß die gatitos an ihren Beinen hochkletterten, um sich auf ihren Schoß zu setzen, was sie hartnäckig versuchten, bis Maria aus der Küche kam, sich die beiden links und rechts unter den Arm klemmte und erklärte, sie würde sie jetzt zu einer Stunde „Schlafzimmerhaft“ verurteilen. Mamsell atmete auf und wurde noch vergnügter, als sie es sowieso schon war.

Während Inge und Maria die einen gatitos fürs Abendessen ausnahmen und die anderen gatitos es sich in Marias Bett bequem machten, rückten die übrigen Lindenhoferinnen an. Es gab ein Riesenhallo, und Mamsell umarmte jedes Mädchen und Frau Martin dazu.

Später ließ sich Frau Martin auf den einzigen Küchenstuhl fallen und sagte nur: „Uff!“

Maria legte gerade die Fische in Öl und Kräuter ein.

„Ach“, lächelte Maria und strich sich mit den ölverschmierten Fingern die Haare aus der Stirn, „wir mögen sie doch alle – Mamsell –, nicht wahr? Und heute früh habe ich in der Kirche

von Felanitx eine Kerze für die Madonna angezündet. Ich hab das nur so gemacht, ohne Grund. Aber ich hoffe, die Madonna wird helfen, daß Mamsell und wir ... na ja, eben ...“

„Eben“, sagte Frau Martin.

„Und dann noch was“, fuhr Maria fort, „ich habe Peter gebeten, in dem Restaurant an der Straße ein Steak zu holen und eine Flasche Rotwein. Mamsell mag doch keinen Fisch. War das in Ordnung?“

Frau Martin lachte.

„Mariechen“, sagte sie dann, „das war mehr als in Ordnung, das war großartig! Und falls uns deine Madonna trotz der Kerze nicht hilft, vielleicht hilft das Steak und der Wein. Ich weiß wirklich nicht, was ich ohne dich täte!“

Sie sagte zum erstenmal du zu Maria. Maria freute sich. In Lindenhof duzte man sich nicht so leicht. Die Schülerinnen natürlich. Es war ein Freundschaftsbeweis von Frau Martin. Ein Grund, stolz zu sein.

Etwas später aßen die Mädchen die von Peter gegrillten gatitos und fanden sie wunderbar, und Mamsell bekam ein rosa gebratenes Steak und war sehr zufrieden. Noch etwas später verspeisten die gatitos die Reste der gatitos und waren ebenfalls zufrieden. Als Peter Holzbauer Mamsell in ihre Pension fuhr, war sie richtig traurig.

„Es ist so schön hier. Der Mond. Und die Palmen ... Très beau. Ich hatte für morgen einen Ausflug gebucht. Aber ich glaube, ich werde ihn absagen. Dann kann ich gleich in der Früh kommen. Dieses Barranch, c'est un vrai paradis.“

Musik und Vollmond

Tatsächlich, am nächsten Morgen um zehn hupte das Taxi. Mamsell stieg aus, frisch und fröhlich in weißem Leinen, die Söckchen sauber über die Turnschuhe gerollt. Sie brachte einen Korb mit Kirschen mit. Es waren drei Kilo, und die Mädchen verspeisten sie in rasendem Tempo. Mamsell hatte ihren Ausflug wirklich abgesagt. Dafür fuhr sie mit an den Strand. Die Mädchen sonnten sich, schwammen und spielten Tischtennis, wobei Marianne alle anderen schlug. Mamsell saß im Restaurant unter einem Sonnenschirm, trank Unmengen von schwarzem Kaffee und unterhielt sich lange mit den Kellnern auf spanisch. Am nächsten Tag machte sie dann doch ihren Ausflug nach Palma. Abends war sie wieder da, begeistert von allem, was sie gesehen hatte.

„Aber hier bei euch ist es am schönsten“, sagte sie und zog die Füße hoch, weil die gatitos sich wieder an ihre Socken heranzumachten.

Nach dem Essen erzählte Mamsell, sie hätte unterwegs einen sympathischen jungen Mann kennengelernt.

„Er hat ein Restaurant ganz hier in der Nähe. Es heißt *El Campo*. Kennen Sie das, Frau Martin?“

„Ja sicher. Das *Campo* ist höchstens einen Kilometer von uns entfernt.“

„Ich möchte Sie und die Mädchen und natürlich Maria und die Holzbauers gerne für morgen abend dorthin einladen. Der Wirt, Tomeu heißt er, hat mir versprochen, das Essen schon für sieben Uhr zu richten. Das ist sehr früh für spanische Verhältnisse.“

Nachher gibt es dann noch ein bißchen Musik. Ein paar junge Burschen aus der Nachbarschaft.“

Alle fanden das Programm toll. Ausgehen auf spanisch mit Musik – das war einfach große Klasse!

Am Abend machten sie sich schön. Keine Jeans und Hemden. Jede hatte einen bunten Rock und irgendein Blüschen im Gepäck. Frau Martin erschien in einem feuerroten Gewand. Wenn sie nicht so nett gewesen wäre, hätten die Mädchen sie unmöglich gefunden. Aber sie hatte so oft bewiesen, daß sie großartig war, fair und anständig und lieb und lustig, eine Lehrerin, die auch Freundin sein konnte. Deshalb gab es niemanden, der sich über das rote Kleid aufregte. Die Martin war eben so. Na und?

Die einzige, die keine Zeit hatte, sich in Schale zu werfen, war Maria. Erst fütterte sie die gatitos, dann räumte sie ihre Häufchen weg. Zuletzt sagte Inge, ihr wäre so furchtbar schlecht.

„Komm nach, Mariechen“, sagte Frau Martin.

„Ich beeil mich“, sagte Maria. „Ich muß bloß der Inge noch beim Spucken helfen und ihr dann einen Tee kochen.“

Tomeus Lokal war nicht besonders elegant, aber gemütlich. Im Garten brannten bunte Lämpchen, das sah hübsch aus, obwohl es noch nicht dunkel war. Vom Grill duftete es nach Holzkohle und Fleisch.

Tomeu begrüßte zuerst Mamsell ganz herzlich, dann alle Mädchen. Ein großer Tisch im Garten war gedeckt. Tomeus Mutter, ganz in Schwarz, überwachte die Küche.

Tomeu war dunkelhaarig, braunäugig, groß und schlank, trug ein T-Shirt und Jeans und sah genauso aus, wie dreizehnjährige Mädchen sich einen tollen Mann vorstellen.

„Du, der ist klasse!“ sagte Nanni.

„Da hat Mamsell einen guten Blick gehabt“, lachte Jenni.

Bobby beschäftigte sich währenddessen mit dem schwarzen Schäferhund. Anne besichtigte das Vorspeisenbüfett.

Das Essen war nicht aufregend, die Lammkoteletts zu sehr durchgebraten, das Gemüse ein bißchen matschig. Nur der Karamelpudding zum Nachtschiff schmeckte wirklich gut. Aber der Vollmond schien über die Pinien, die bunten Lämpchen leuchteten, und nach dem Karamelpudding kam die Musik.

Die Musik, das waren drei Burschen aus dem Nachbardorf. Sie spielten zwar nicht übermäßig gut, aber laut und voller Vergnügen. Und sie fragten die Mädchen, was sie hören wollten. Die „San Antonio Rose“ konnten sie leider nicht, aber bei „My Bonnie is over the Ocean“ sangen alle mit. Frau Martin lachte. Mamsell meinte, es wäre ein Glück, daß die Musiklehrerin das nicht hören konnte, sonst würde sie kündigen, aus Verzweiflung darüber, solche hoffnungslosen Krähen zu unterrichten.

Als die arme Bonnie sich zum zweitenmal jenseits des Ozeans grämte, tauchte Maria auf.

Tomeu nahm sie als erster in Empfang.

„Buenas noches“, sagte sie, und: „Ich gehöre zu der deutschen Gruppe.“

Tomeu fragte sie eine Menge unwichtiger Dinge, weil ihm das Mädchen mit den schwarzen Locken und den dunklen Augen gefiel. Und Maria beantwortete alle Fragen und lachte, weil sie ihn nett fand. Sehr nett sogar. Natürlich bekam sie noch etwas zu essen. Inge ging es besser, erzählte sie. Sie habe eine Tasse Tee getrunken und den Sirup geschluckt, den ihnen die Hausmutter mitgegeben hatte, für den Notfall. Jetzt schlief sie.

Tomeu hatte eine Menge zu tun. Aber ab und zu kam er zu den vergnügten Mädchen mit ihren Lehrerinnen zurück, fragte, ob sie noch etwas brauchten, und wechselte ein paar Worte mit

Maria. Als sie anfang, Mallorquin zu sprechen, und ihm erzählte, daß sie als Kind auf der Insel gelebt hatte, wurde seine Begeisterung so deutlich, daß es den Mädchen, die in Marias Nähe saßen, auffiel.

Hanni und Nanni stießen sich gegenseitig an und grinsten.

„Ich glaub', die Maria hat eine Eroberung gemacht“, flüsterte Nanni.

„Ja, und wie!“ nickte Hanni. „Er frißt sie ja beinahe mit den Augen auf.“

„Maria scheint nichts dagegen zu haben. Sie flirtet ganz schön mit ihm.“

„Recht hat sie! Der Junge sieht prima aus. Ob er sich mit ihr verabredet?“

„Könnte ich mir vorstellen. Bloß weiß ich nicht, ob Frau Martin es erlauben würde. Mariechen ist auf Dienstreise. Und Mamsell, ach du lieber Himmel“, kicherte Nanni.

„Mamsell würde wahrscheinlich gar nichts davon merken“, meinte Hanni. „Schließlich wohnt sie Gott sei Dank nicht bei uns, sondern im Dorf. Und sie wird wohl hoffentlich nicht auf den Gedanken kommen, jeden Abend mit ihren ‚lieben Mädchen‘ zu verbringen ...“

Gegen zehn Uhr mahnte Frau Martin zum Aufbruch. Peter Holzbauer schlug vor, erst die Mädchen auf El Barranch abzusetzen und dann Mamsell nach Porto Petro zu bringen. Aber die lehnte ab.

„Das ist nicht nötig, vielen Dank. Tomeu soll mir ein Taxi bestellen.“

Sie warteten alle, bis das Taxi kam, und bedankten sich bei Mamsell für die Einladung und für den wunderschönen Abend.

Beim Abschied meinte die Lehrerin plötzlich: „Ach, Frau

Martin, hier auf dem Land ist es herrlich. Und vor allem „El Barranch’ ist ein wirkliches kleines Paradies. Meine Pension ist ja nett und sauber und der Blick von meinem Fenster über die Bucht phantastisch, aber ... Am liebsten würde ich mein Zimmer aufgeben und zu Ihnen ziehen. Falls Sie ein Plätzchen im Haus für mich finden. Zum Zelten bin ich leider schon ein bißchen zu alt. Für Sie wäre es vielleicht auch eine angenehme Sache. Denn ich würde die lieben Mädchen natürlich gerne beaufsichtigen. Dann haben Sie auch mal Zeit für sich ...“

Ihre Augen glitzerten. Es machte ihr offensichtlich einen Heidenspaß, die jüngere Kollegin zu verblüffen. Denn Frau Martin war die Überraschung vom Gesicht abzulesen.

Bevor ihr eine Antwort einfiel, sagte Maria liebenswürdig: „Das ist überhaupt kein Problem. Es gibt ja zwei Schlafzimmer. Ich würde gern in ein Zelt umziehen. Peter hat noch eines im Bus, als Reserve sozusagen, falls irgend etwas kaputtgeht.“

Inzwischen hatte sich Frau Martin wieder gefangen.

„Großartig“, meinte sie. „Haben Sie auch keine Schwierigkeiten mit Ihrem Zimmer? Das war doch von Ihrer Cousine im voraus gebucht.“

„O nein“, erklärte Mamsell zuversichtlich. „Meine Señora kann das Zimmer jeden Augenblick neu vermieten. Alle Hotels sind besetzt. Und der Ausblick ist wirklich hübsch.“

Das Taxi bremste vor dem Restaurant.

„Also, dann bis morgen“, sagte Frau Martin. „Maria und ich richten das Zimmer her. Peter holt Sie dann mit Ihrem Gepäck ab. Wir freuen uns auf Sie.“

Später hockten Hanni, Nanni und Carlotta am Rand des Schwimmbeckens und planschten mit den Zehen im Wasser. Die anderen schliefen schon. Sie hatten alle zuviel gegessen, zuviel

gesungen und zuviel gelacht. Sie waren müde.

„Wir freuen uns auf Sie“, wiederholte Carlotta und imitierte Frau Martins Stimme. „Also, wir freuen uns nicht besonders, glaube ich. Und die Martina bestimmt auch nicht, ich hab’s ihr angesehen. Bis jetzt ging es so schön lässig zu. Ganz anders als sonst in Lindenhof. Wenn Mamsell bei unserer Beaufsichtigung’ mithilft, werden strengere Zeiten anbrechen.“

„Den Schwur kannst du dir sparen.“ Nanni zuckte ergeben die Achseln. „Das wissen wir alle. Dabei ist sie eine Seele von Mensch, unsere Mamsell. Wir mögen sie ja. Bloß hat sie ein so energisches Temperament.“

„Und leicht reizbare Nerven“, fügte Hanni hinzu.

„Und sie findet so vieles, was uns Spaß macht, ‚terrible‘“, meinte Carlotta. Dann gähnte sie. „Wir werden’s erleben. Andern können wir sowieso nichts. Und jetzt schwimme ich noch eine Runde. Wahrscheinlich hält Mamsell morgen schon Wache und erlaubt keine nächtlichen Bäder mehr.“

Die Zwillinge schauten ihr zu, wie sie das Kleid über den Kopf streifte und mit einem Kopfsprung ins Becken hechtete.

„Sie hat recht“, sagte Nanni und fing an, sich ebenfalls ausziehen. „Auf diese Weise können wir uns morgen das Wäschewaschen sparen.“

Und sie hüpfte Carlotta im rosa Unterhöschen hinterher.

Mamsell ist ein Sonnenröschen

Die Höschen waren am nächsten Morgen schon fast wieder trocken. Aber was Mamsell betraf – darin hatten die Mädchen sich geirrt.

Mamsell hatte zumindest einen Teil ihrer Prinzipien in Lindenhof gelassen. Sie hatte nichts dagegen, daß alle außer Frau Martin zum Frühstück im Badeanzug erschienen. Als sie die Zwillinge kurz vor Mitternacht im Pool erwischte – nicht, weil sie Wache hielt, sondern weil sie abends so schlecht einschlafen konnte –, schimpfte sie nicht, sondern meinte nur, sie sollten aufpassen, daß sie sich nicht verkühlten. Dabei hatte das Wasser Badewannentemperatur, und in den Zelten war es so heiß wie in einem Backofen. Die meisten Mädchen schliefen auf ihren Luftmatratzen im Freien und blinzelten den Sternen zu, wenn sie während der Nacht mal aufwachten. Mamsell ließ sich auch nicht, wie allgemein erwartet, von vorn und hinten bedienen. Im Gegenteil. Sie band sich Inges Schürze um und half beim Gemüseschnippeln, wobei sie sich allerdings gleich am ersten Tag in den Finger schnitt. Sie beteiligte sich sogar am Abwasch, was ihr die Schülerinnen hoch anrechneten.

Als Jenni ihr sagte, wie toll sie das fänden, schließlich hätte sie ja Urlaub, zuckte sie die Achseln und lachte mit all ihren Pferdezhähnen.

„Ach, weißt du, ich bin ja keine Hausfrau. In Lindenhof brauche ich keinen Finger zu rühren. Ich brühe mir höchstens am Abend eine Kanne Tee auf, wenn ich eure schrecklichen unregelmäßigen Verben korrigiere. Da macht mir das Herumwursteln hier richtig Spaß.“

Sie sagte tatsächlich „herumwursteln“! Wenn Mamsell wollte, sprach sie perfekt deutsch.

Natürlich schimpfte sie mindestens zehnmal am Tag auf „diese unmöglichen Mädchen“ und nannte sie „mes enfants terribles“, aber jeder sah, daß sie kein Wort ernst meinte.

„Mamsell ist tatsächlich ein Wunder“, stellte Bobby einmal fest. „Sie blüht auf wie ein Sonnenröschen.“

Die anderen kicherten.

„Mamsell als Sonnenröschen!“ Jenni konnte sich kaum beruhigen. „Das paßt wie die Schnecke in den Salat. Wo hast du das Sonnenröschen her? Und wie sieht so ein Ding eigentlich aus?“

„Gelb wie Mamsells Zähne wahrscheinlich“, alberte Bobby. „Außerdem kam dieses Blümelein in unserer letzten Schullektüre vor den Ferien vor. Aber an euch Gänse ist die gesamte Lindenhofer Kultur verschwendet ...“

Das Leben mit Mamsell verlief also wesentlich besser als erwartet. Nur mit den gatitos vertrug sie sich schlecht. Sie hatte nichts gegen Tiere, aber sie liebte sie nur aus sicherer Entfernung. Das wäre nicht schlimm gewesen, denn die Kätzchen wurden sowieso genug gekuschelt und verwöhnt. Aber aus unerfindlichen Gründen liebten sie Mamsell besonders. Sobald sie auftauchte, wurde sie von den beiden umschnurrt. Felix rieb sein Köpfchen an ihrem Schuh. Felicia knabberte zärtlich an ihren Socken. Nie biß sie ein Loch hinein. Mamsell scheuchte sie weg. Aber sie tat es sanft.

Der verschwundene Ring

Die Tage verliefen friedlich, voller Sonne, Sand und Meer, voll von selbstgepflückten – und natürlich selbstgegossenen – Tomaten, selbstgepflückten, duftenden Aprikosen. Und am Abend glitzerten die Sterne, als würden sie dafür bezahlt.

Ein paar Ausflüge brachten Schwung in die genüßliche Faulheit. Sie besuchten die Tropfsteinhöhlen von Drach. Auf dem Heimweg kamen sie durch ein Dorf, in dem gerade zu Ehren des Kirchenheiligen ein Jahrmarkt stattfand. Sie aßen gebrannte

Mandeln und fuhren Kettenkarussell, bis ihnen schlecht war. Frau Martin und Mamsell verzichteten darauf, sie mit dem Sirup der Hausmutter zu kurieren. Schließlich waren Ferien.

Ein anderes Mal besuchten sie eine Kunstperlenfabrik in Manacor. Ein paar Mädchen kauften sich scheußliche, billige Ketten. Es gab auch hübsche, aber die waren zu teuer. Ilka trug einen Tag lang dicke, baumelnde Perlengänge in den Ohren, zu Sonnenbrand auf den Schultern und Fettcreme auf der Nase. Frau Martin sagte ihr nicht, wie komisch sie aussah. Es war auch nicht nötig. Am nächsten Morgen legte Ilka die Ohringe von selbst ab. Sie zwickten schrecklich.

Es gab keinen Streit, nur ab und zu mal ein paar knatschige Worte, die schnell wieder vergessen waren. Und es gab nur einen Unfall: Anne wurde von einer Wespe gestochen. Doch mit Hilfe von zwei Extraportionen Schokoladenpudding mitten am Vormittag überlebte sie.

Der einzige Kummer dieser herrlichen Ferien: Noch immer hatte Maria keinen Platz für die gatitos gefunden. Die Kätzchen wuchsen und gediehen, sie sahen nicht mehr wie struppige Ratten aus, und sie schnurrten fast von morgens bis abends, als wollten sie zeigen, daß sie dankbar waren. Man konnte sie am Ende des Urlaubs nicht einfach verlassen, sie auf die Straße setzen und sagen, nun schaut mal, wie ihr zurechtkommt! Es war traurig genug, sie wegzugeben.

„Was tun wir, wenn niemand sie will?“ überlegte Petra eines Tages.

„Dann packe ich sie in meine Tasche und schmuggle sie nach Deutschland, und wenn Mamsell und die Martina gemeinsam an die Decke springen!“ erklärte Hanni leidenschaftlich.

Nanni nickte, aber nur zögernd.

Sie wußten alle drei, daß es nicht gehen würde.

Am nächsten Tag kam Maria verspätet vom Einkaufen zurück. Die Küchenmannschaft stand untätig herum, denn es gab nichts zu tun; weder Fleisch noch Gemüse noch Kartoffeln waren im Haus. Als Maria endlich eintraf, sah sie leicht schuldbewußt, etwas abgehetzt, aber sehr vergnügt aus.

„Es tut mir so leid, Frau Martin“, sagte sie. „Ich habe in Cala d’Or den Tomeu getroffen, den Wirt vom Campo, wo wir neulich mit Mamsell essen waren. Wir haben zusammen ein Eis gegessen und kamen ins Reden. Es war so lustig. Stellen Sie sich vor, seine Mutter stammt aus demselben Dorf, in dem meine Mutter geboren ist! Vielleicht kannten die beiden sich sogar. Tomeu hat mir versprochen, er wird das herausfinden. Und ... na ja, da verging die Zeit ...“

„Macht nichts, Maria“, meinte Frau Martin freundlich. „Wir sind nicht verhungert. Wenn wir jetzt alle zusammenhelfen, können wir in einer halben Stunde essen.“

Mamsell saß, ausnahmsweise ungestört, in einem Korbsessel und las. Ungestört deshalb, weil die Kätzchen schliefen. Zwischen all dem Geschmuse und ihren ersten Ausflügen auf dem Grundstück brauchten sie noch eine gehörige Portion Schlaf.

„Was hat er denn sonst noch erzählt, der Tomeu?“ erkundigte sich Mamsell und nahm die Brille von der sonnenbrandgepellten Nase.

„Wieso?“ fragte Maria erstaunt.

Mamsell lächelte.

„Hat er Sie nicht eingeladen, einmal mit ihm auszugehen?“

„Wieso?“ wiederholte Maria völlig unnötig und strich sich ebenso unnötig nicht vorhandene Haare aus der Stirn.

„Ich bin kurzsichtig und inzwischen auch ein bißchen weitsichtig“, sagte Mamsell und schien sich köstlich zu amüsieren. „Aber ich bin nicht blind. Sie haben ihm neulich sehr gut gefallen. Es

würde mich wundern, wenn ein netter, junger Mann – und das ist er – ein nettes junges Mädchen wie Sie nicht wiedersehen wollte. Stimmt's? Hab ich recht?“

Maria lachte.

„Es stimmt, Mamsell, und natürlich haben Sie recht, wie meistens. Also, Tomeu hat mich gefragt, ob ich heute abend mit ihm zu einer Fiesta gehen würde. Heute hat er Ruhetag im Restaurant. Ich sagte ihm, daß ich keine Touristin, sondern beruflich hier bin, und daß ich nicht weiß, ob ich kommen kann.“

Sie schaute unsicher von Mamsell zu Frau Martin.

Beide nickten gleichzeitig.

„Natürlich gehen Sie zu Ihrer Fiesta“, sprudelte Mamsell hervor, „ich wünsche Ihnen und Ihrem Tomeu viel Spaß. Und ziehen Sie ein hübsches Kleid an. Diese ewigen Jeans ... also, ich weiß nicht ...“

Maria bedankte sich und strahlte.

„Nicht zu glauben, wie unsere Mamsell sich gemausert hat“, sagte Nanni später beim Essen. Sie saßen weit genug von den Lehrerinnen und Maria entfernt, um sich ungestört unterhalten zu können.

„Sie ist wirklich ein Sonnenröschen“, erklärte Carlotta todernst.

„Ja, das sowieso. Aber ich glaube, sie sieht Mariechen schon im weißen Schleier mit Tomeu vor dem Altar. Neun Monate später trudelt dann das erste Baby ein, und wer ist die Patin? Dreimal dürft ihr raten!“

Sie lachten so sehr, daß sie sich verschluckten. Spaghetti sind ohnehin immer zu lang. Da hängt das eine Ende schon im Magen, während man das andere noch auf die Gabel aufwickelt.

Als die Spaghetti den ihnen zukommenden Platz gefunden hatten und die Mädchen wieder normal reden konnten, meinte Jenni: „Ihr glaubt doch nicht, daß Mamsell denkt, die Maria heiratet nach Mallorca. Vielleicht spinnt sie manchmal, aber nicht so sehr. Mariechen will studieren und nicht in einer spanischen Küche Koteletts grillen. Daß sie Lust hat, mit Tomeu auszugehen, das verstehe ich. Aber sonst? Das ist doch Blödsinn!“

Ein faires Angebot

Natürlich wurde Maria am nächsten Morgen ausgefragt, wie es mit Tomeu auf der Fiesta gewesen war.

Sie sagte „ganz toll“ – und nicht mehr. Jedenfalls war sie bester Laune und summt dauernd ein mallorquinisches Volkslied vor sich hin, das niemand kannte.

Abends zündete Peter ein Campfeuer an, weil Vollmond war. Es gab Würstchen und jede Menge guter Laune. Nachher waren alle todmüde.

„Geht bloß in die Zelte oder auf eure Matratzen“, sagte Frau Martin. „Ich spüle heute allein ab.“

Die Mädchen schliefen fast im Stehen ein. Hanni und Nanni merkten nicht einmal, daß die gatitos angeschnurrt kamen und sich zu ihren Füßen zusammenrollten.

Am nächsten Tag war Frau Martins Ring verschwunden. Es war ein wunderschöner Ring mit einem großen, hellblauen Aquamarin. Sie trug ihn immer. Nur wenn sie Haushaltsarbeiten machte, legte sie ihn auf ein Tischchen im Wohnraum.

Manchmal vergaß sie ihn abends. Dann zog sie ihn am nächsten Morgen wieder an.

„Hat eine von euch meinen Ring gefunden?“ fragte Frau Martin.

Die Mädchen schüttelten den Kopf.

„Natürlich nicht“, sagte Marianne. „Sonst hätten wir ihn Ihnen doch gebracht!“

Nanni, die recht praktisch veranlagt war, meinte: „Jetzt suchen wir erst mal alle miteinander. Der Ring liegt sicher irgendwo am Boden. Wir finden ihn schon.“

Sie suchten, aber sie fanden ihn nicht.

„Wo kann der Ring bloß sein?“ überlegten die Zwillinge abends vor dem Einschlafen. Sie lagen auf ihren Matratzen unter einem Algarobabaum. Ein paar Meter weiter saßen die Frösche am Rand des Schwimmbeckens. Sie sahen aus wie kleine, dicke, schwarze Männchen. Ab und zu machte es platsch, dann sprang einer von ihnen ins Wasser.

Plötzlich war Bobby da, barfuß im gestreiften Nachthemd.

„Und wenn der Ring nicht verschwunden ist, nicht verschlampt, sondern wenn ihn jemand geklaut hat?“ sagte sie.

„Geklaut? Ja, wer denn?“

„Fragt mich was Leichteres“, antwortete Bobby. „Ich habe keine Erklärung und keinen Täter. Aber, erinnert euch, in Lindenhof ist schon mal Geld gestohlen worden.“

„Sicher.“

Sie schwiegen eine Weile.

Dann fing Bobby wieder an: „Wir kennen uns alle seit Jahren. Ich habe den Ring nicht genommen, ihr Zwillinge auch nicht, Jenni, Anne ... und so weiter ...“

„Also, wer dann?“ bohrte Nanni.

„Ilka ist die einzige Neue.“

Eine Weile war es so still, daß die Mädchen glaubten, sie hörten die Fledermäuse fliegen. Hanni erschlug eine Mücke auf ihrem Knie. Der Mond war rund und voll und gelb wie ein Kürbis, nur viel schöner.

Bobby kramte aus der Tasche ihres Nachthemdes eine Tüte mit Mandelbonbons hervor.

„Hier, sie sind nicht schlecht, nur ein bißchen süß.“

Alle drei lutschten und dachten über das Problem nach.

„Ich habe vorhin mit Anne geredet“, sagte Bobby. „Sie hat mir etwas erzählt. Über Ilka. Anne hat zufällig ein Gespräch zwischen Fräulein Theobald und Fräulein Jenks mitgehört. Es ging darum, daß Ilka aus ihrem früheren Internat rausgeflogen ist, weil sie gestohlen hat. Was und wieso – keine Ahnung. Jedenfalls hat sie geklaut. Und der Ring von Frau Martin ist wirklich schön. Könnte es sein ...?“

„Natürlich könnte es sein“, sagte Hanni. „Aber nicht unbedingt. Vielleicht tun wir ihr unrecht.“

„Vielleicht“, nickte Nanni.

Ilka erzählt

Am nächsten Tag war der Ring immer noch nicht gefunden. Der Ausflug an die Westküste Mallorcas verlief in leicht gedrückter Stimmung. Zwar war das Meer wunderbar blau, die Palmen waren hoch und die Dörfer romantisch. Aber die Geschichte mit dem Ring ging ihnen nicht aus dem Kopf und verdarb ihnen die Laune.

Abends empfing Maria sie mit einem Eintopf.

„Da sind lauter frische Kräuter aus dem Barranch drin“, erklärte sie. „Salbei, Thymian, Oregano. Das wächst hier alles wild.“

Nach dem Essen bat Frau Martin um Ruhe. Alle wußten, worum es ging, und es wurde in Sekundenschnelle so still, daß man die Sterne hätte glitzern hören können.

„Ich möchte noch einmal wegen des Rings mit euch reden. Ich weiß, daß ich ihn nicht irgendwo verloren habe. Alles Suchen hat nichts genützt. Deshalb fürchte ich, jemand hat ihn genommen. Gestohlen. Es tut mir leid, so etwas aussprechen zu müssen. Ich möchte, daß diejenige unter euch, die es getan hat, zu mir kommt. Heute abend oder heute nacht. Ich bin auch um vier Uhr in der Früh noch zu sprechen. Wenn die Angelegenheit bis morgen geklärt ist, werde ich Fräulein Theobald keine Meldung machen. Dann bleibt die Geschichte unter uns. Das war's. Ich glaube, es wird Zeit, schlafen zu gehen.“

An diesem Abend gab es kein Gekichere unter der Dusche, und niemand hatte Lust zu einem späten Bad im Pool. Auf den Luftmatratzen wurde noch im Flüsterton diskutiert. Aber nicht mehr lange.

Am Morgen danach hatte Frau Martin keine Lachgrübchen in den Wangen, sondern zwei steile Falten auf der Stirn. Mamsell machte zum Frühstück nicht ihre üblichen Witze, sondern hüllte sich in Schweigen.

Am Strand war es nur halb so schön wie sonst, obwohl die Sonne schien und das Meer so blau und warm war, wie man es sich nur wünschen konnte.

Nach dem Abendessen nahm Frau Martin das Thema, das alle beschäftigte, noch einmal auf.

„Ich hatte gehofft“, sagte sie, „daß mir im Laufe der letzten Nacht eine von euch den Ring zurückbringt. Aber es ist niemand

gekommen. Ich mag euch, Kinder. Ich mag auch diejenige, die den Ring gestohlen hat, obwohl ich Diebstahl häßlich finde. Ich gebe dem betreffenden Mädchen noch diese eine Nacht. Und jetzt schläft gut.“

Sie putzten sich stumm die Zähne und richteten sich auf ihren Matratzen ein. An diesem Abend glänzten die Sterne nur halb so schön.

Mit dem gut Schlafen war es so eine Sache. Die Zwillinge jedenfalls konnten es nicht. Eine halbe Stunde später sagte Hanni: „Es hat keinen Zweck. Ich liege wach. Du auch. Wir müssen den Mist mit Martinas Ring klären. Und zwar jetzt. Sonst ruft sie morgen Fräulein Theobald an. Wir werden die anderen wecken. Wir müssen eine Versammlung einberufen, am besten gleich. Noch ein Tag so wie heute, also danke. Keiner traut keinem mehr.“

Nanni unterdrückte ein Gähnen.

„In Ordnung, Schwesterchen. Du weckst die linke Hälfte, ich die rechte.“

Zehn Minuten später saßen sie am äußersten Ende des Grundstücks, wo niemand sie vom Haus her sehen konnte.

Die einen kamen im Nachthemd, die anderen hatten sich einen Bademantel angezogen, Bobby und Marianne waren sogar in ihre Jeans geschlüpft.

„Was soll das?“ fragte Petra. „Ich bin wahnsinnig müde. Wir feiern doch heute kein Mitternachtsfest.“

„Nein, wirklich nicht“, sagte Hanni. „Wir feiern überhaupt nicht. Zum Feiern haben wir wirklich keinen Grund. Wir müssen Frau Martins Ring finden, den eine von uns geklaut hat. Und zwar heute nacht. Sonst sind die ganzen Ferien im Eimer. Wenn die, die ihn genommen hat, sich nicht meldet und den Ring zurückgibt, haben wir keinen schönen Tag mehr. Dann

guckt eine die andere schief an und denkt: Hat sie ihn geklaut oder nicht? So geht es nicht weiter. Das muß geklärt werden, und zwar sofort. Übrigens bin ich auch müde. Aber das ist mir egal.“

„Na gut“, sagte Marianne nach einer Pause, „du hast recht. Aber was machen wir jetzt?“

„Zuerst einmal mit Ilka reden“, meinte Bobby resolut. „Hast du den Ring genommen oder nicht?“

Man konnte sogar im Dunkeln sehen, wie Ilkas Gesicht blaß wurde.

„Nein, ich habe ihn nicht genommen“, sagte sie.

„Aber du hast schon mal geklaut, damals, in deiner früheren Schule. Deshalb mußtest du gehen, oder?“ sagte Jenni.

„Ja, das stimmt.“

„Und?“ fragte Marianne.

„Kein, ‚und‘. Aber wenn ihr es wissen wollt, dann kann ich euch die Geschichte erzählen. Was ich gestohlen habe und warum.“

Anne gähnte. Sie war müde und hatte mindestens zehn Mückenstiche an den Füßen. Sie kratzte sich. Petra hätte lieber bei Taschenlampenbeleuchtung in ihrem Buch weitergelesen. Und Doris wollte einfach schlafen, nichts als schlafen.

„Erzähl, Ilka“, sagte Jenni.

Hinter den Bergen zuckte ein Blitz. Ein heftiger Wind rauschte in den Algarobas und den Oliven. Von irgendwoher war ein Gewitter im Anzug.

„Gut“, sagte Ilka. „Ich erzähle es euch. Wenn ihr alles wißt, dann versteht ihr vielleicht, daß es damals ganz anders war und daß ich Frau Martins Ring nicht genommen habe. Auch wenn ich eine Diebin bin.“

Peter tauchte in einer schlabberigen Schlafanzughose auf.

„Seid ihr wahnsinnig?“ schimpfte er. „Es ist nach elf. Könnt ihr

eure blöden Mitternachtsfeste nicht in Lindenhof feiern! Ab in die Betten! Oder, besser gesagt, in die Zelte. Wir kriegen gleich ein Gewitter. Räumt eure Matratzen auf, bevor es anfängt zu regnen.“

„Bitte, Peter“, sagte Hanni, „wir feiern kein Fest, bestimmt nicht. Es geht um Martinas Ring. Wir müssen klären, wer ihn genommen hat. Versteh das bitte. So geht es doch nicht weiter. Keine traut der anderen mehr. Vergiß das Gewitter. Wenn es wirklich anfängt zu regnen, hauen wir schon ab.“

Peter Holzbauer zögerte. Dann sagte er: „Gut. In Ordnung. Die Sache mit dem Ring ist häßlich. Wenn ihr sie unter euch lösen könnt ... Aber sobald es regnet, geht ihr in die Zelte, versprichst du mir das?“

„Klar“, nickte Hanni.

Wieder wehte der Wind, zuckte ein Blitz.

„Wir haben nicht viel Zeit“, meinte Carlotta. „Du bist dran, Ilka.“

Ilka erzählte. Zuerst stockend, manchmal verhaspelte sie sich, mußte nach Worten suchen. Niemand unterbrach sie.

„Als meine Eltern sich scheiden ließen, wollte ich unbedingt bei meinem Vater bleiben. Mit meiner Mutter habe ich mich nie besonders gut verstanden. Aber das Gericht machte Probleme. Mein Vater ist Handelsvertreter, er kommt nur am Wochenende nach Hause. Erst als er schriftlich versprach, mich in ein Internat zu schicken, bekam er das Sorgerecht. Papa ist wahnsinnig lieb. Er suchte das beste Internat aus. Der Berghof ist ungeheuer vornehm und dementsprechend teuer. Es ist wunderschön dort. Die Mädchen stammen alle aus den besten und reichsten Familien. Wir hatten Töchter von Filmstars, Grafen und sogar ein paar echte Prinzessinnen. Für mich war es nicht einfach. Niemand hat mir etwas getan. Aber ich fand keine Freundinnen.

Schließlich bin ich überhaupt nicht vornehm, eben bloß eine Vertretertochter.“

Wieder ein Windstoß, dann ein Blitz, der den Himmel aufzureißen schien.

„Wir sollten doch lieber in die Zelte gehen“, schlug Petra vor. Sie fürchtete sich vor Gewittern.

„Nein“, sagte Bobby, „wir haben ja nicht alle in einem Zelt Platz. Und wir wollen hören, was Ilka uns zu erzählen hat.“

Also redete Ilka weiter.

„Der Berghof ist eine sehr freie Schule. Wir durften ziemlich viel allein unternehmen und sind oft ins Städtchen gefahren. Die anderen in Cliquen. Mich mochten sie nicht dabeihaben. Aufdrängen wollte ich mich auch nicht. Also war ich meistens allein.

Da habe ich Aischa kennengelernt. Eine Türkin, ein bißchen älter als ich. Sie spricht perfekt Deutsch und ist wahnsinnig nett. Ihre Eltern luden mich ein. Die Türken sind so gastfreundlich. Ich mußte immer mit ihnen essen, das verlangte die Mutter. Es war ungeheuer gemütlich und lustig in dieser Familie. Hier war ich vornehm genug, und daß mein Vater Waschmittelvertreter ist, fanden sie tadellos.

Dann wurde Aischas Vater arbeitslos. Ich schämte mich, bei ihnen zu essen. Sie hatten so wenig Geld. Und es sind noch drei kleine Buben da, zwischen fünf und acht. Da fing ich an zu klauen. Erst nur Essen. Ich nahm nachts Wurst und Käse aus dem Kühlschrank in der Küche, auch schon mal ein paar Koteletts. Niemand hat es gemerkt. In einem so großen Internat fallen zehn Koteletts mehr oder weniger nicht auf. Aischa und ihre Eltern freuten sich sehr. Fleisch und Wurst sind doch so teuer. Natürlich hatten sie keine Ahnung, daß die Sachen gestohlen waren. Sie dachten wahrscheinlich, ich wäre reich.

Eines Tages wurde der Kleinste krank. Blinddarmentzün-

ding. Er mußte ins Krankenhaus und wurde operiert. Gott sei Dank war es nicht sehr schlimm. Es ging ihm bald wieder besser. Aber als ich ihn besuchte, weinte er. Die Kinder in den anderen Betten redeten und lachten miteinander. Um ihn kümmerte sich keiner. Er plapperte noch recht schlecht deutsch. Ich hatte ihm Bonbons und Schokolade mitgebracht, diesmal nicht geklaut, sondern von meinem Taschengeld gekauft. Beim nächsten Besuch erzählte er, er hätte die Süßigkeiten mit den anderen geteilt. Aber sie wollten trotzdem nichts von ihm wissen. Er weinte wieder. Dann zeigte er mir den großen Teddybären, der einem der anderen Buben gehörte. „So einen wünsche ich mir. Der hat mich bestimmt lieb“. Er tat mir so leid, der Kleine. Ich wollte ihm einen schöneren und größeren Teddy schenken. Aber ich hatte bloß noch fünf Mark. Da habe ich einer Mitschülerin einen Fünzigmarkschein aus der Manteltasche gestohlen. Und Kerim einen Superbären mit blauen Augen gekauft.

Die Geschichte kam schon am nächsten Tag auf. Ein Mädchen hatte mich in der Garderobe beobachtet und der Direktorin den Diebstahl gemeldet. Das war's“, schloß Ilka. „Ich weiß, ich hätte so etwas nicht tun dürfen. Aber ich habe Frau Martins Ring nicht genommen. Bitte glaubt mir!“

Wieder fegte der Wind durch die Oliven- und Algarobabäume. Donner grollte.

„Ich wollte noch etwas sagen“, fuhr Ilka fort. „Ihr denkt sicher, daß ich wegen dieser Sache aus dem Berghof rausgeflogen bin. Aber die Direktorin war sehr anständig zu mir. Ich hätte bleiben dürfen, weil ich nicht für mich gestohlen hatte, sondern für diesen kranken Jungen. Bloß, alle wußten jetzt, daß meine einzige richtige Freundin ein türkisches Mädchen war. Das störte sie. Und die Schulleiterin störte es auch. Ich hätte zwar den kleinen Kerim noch ein paarmal im Krankenhaus besuchen

dürfen, aber die Familie Aymed nicht mehr. Deshalb wollte ich selbst weg. Ich passe bestimmt viel besser nach Lindenhof. Da fühle ich mich wohl. Nur wegen Aischa tut es mir leid.“

Die Mädchen schwiegen einen Moment. Sie waren von Ilkas Geschichte betroffen. Sie hatten nur gehört, daß sie wegen Diebstahl ihr früheres Internat hatte verlassen müssen. Jetzt wußten sie, was wirklich geschehen war. Und das machte alles ganz anders.

Natürlich darf man nicht stehlen, dachte Hanni. Es gibt immer einen anderen Weg. Man muß sich eben etwas einfallen lassen. Oder Mut haben. Oder am besten beides.

„Warum hast du nicht deinen Vater um Geld gebeten? Wenn er das teure Schulgeld bezahlen konnte, hätte er dir sicher auch fünfzig Mark gegeben.“

„Er war unterwegs. Ich konnte ihn nicht anrufen“, sagte Ilka. „Und Kerim brauchte seinen Bären.“

„Du hättest auch deine reichen Mitschülerinnen um Geld für einen kleinen, kranken Buben bitten können“, fiel Carlotta ein.

Ilka schluckte.

„Ja“, nickte sie. „Das wäre das einzig Richtige gewesen. Und ich hätte es auch bekommen. Aber ..., ich war zu feig dazu.“ Sie bemühte sich, nicht zu weinen.

Dann sagte Nanni das, was alle dachten: „Du warst nicht bloß feig, sondern auch blöd. Aber du bist jedenfalls keine gemeine Diebin. Ich glaube dir, daß du Frau Martins Ring nicht geklaut hast. Ihr auch?“ fragte sie die Freundinnen.

Jede nickte.

Ilka seufzte erleichtert und zog ein bißchen die Nase hoch. Sie hätte jetzt ein Taschentuch gebraucht.

„Danke“, murmelte sie. „Ich bin froh, daß ihr mich gezwungen habt, euch die ganze Geschichte zu erzählen. Ich hätte von mir

aus nicht darüber geredet. Nur – da ihr mir glaubt, daß ich den Ring nicht gestohlen habe ..., wer war es denn?“

Ja, das Problem war noch immer nicht gelöst.

Mit dem nächsten Donnerschlag fing es an zu regnen. Das heißt, es war kein Regen, sondern ein Wolkenbruch. Die Mädchen sprangen auf, rannten zu den Zelten. Trotzdem wurden sie patschnaß. Es war nicht schlimm, eher eine Erfrischung. Sie lachten und kreischten und vergaßen, daß sie eigentlich hätten leise sein müssen.

Das Gewitter dauerte nur zehn Minuten. Petra hatte nicht einmal Zeit, sich zu fürchten. Dann tauchten die ersten frisch gewaschenen Sterne wieder am Himmel auf, der Donner brummelte nur noch abschiednehmend.

Gleich darauf erschien nacheinander die gesamte Lindenhofer „Überwachungsmannschaft“, wie Carlotta mit der spitzen Zunge die Erwachsenen getauft hatte, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Sogar Mamsell kam im Bademantel und ermahnte ihre „lieben Mädchen“, sich gründlich abzutrocknen, damit sich keine verkühlte.

Alles war in Ordnung. Nur die Hauptsache nicht.

Eine einfache Erklärung

Am nächsten Morgen sah die Landschaft so grün und strahlend aus wie noch nie. Die Stimmung war nicht so strahlend. Alle hockten bedrückt am Frühstückstisch. Den meisten schmeckte nicht einmal der Kuchen, den Maria aus Porto Petro geholt hatte. Anne verdrückte allerdings zwei Stück.

Nachher hielt Frau Martin eine kleine Ansprache.

„Ich muß noch einmal mit euch über den verschwundenen Ring reden. Ich hatte gehofft, daß diese häßliche Sache unter uns geregelt werden könnte, wenn sich die Betreffende freiwillig meldet. Wer eine Dummheit macht und sie dann bereut und zu seinem Fehler steht – nun gut. Aber leider ... Trotzdem möchte ich die Angelegenheit im Augenblick als erledigt betrachten. Nur eine kann den Ring genommen haben. Alle anderen sind unschuldig und sollen ihre Ferien genießen. Ich bin nach wie vor für jede von euch jederzeit zu sprechen.“

Es war ganz still. Die Mädchen starrten auf ihre leeren Teller.

Später brachen sie zu einem Ausflug auf. Ein romantisches altes Kloster im Inneren der Insel war das Ziel. Inge hütete das Camp und die gatitos, Peter fuhr den Bus, und Maria und Mamsell waren die besten Fremdenführerinnen, die man sich denken konnte. Mamsell hatte alles über Mallorca gelesen, was sie finden konnte. Sie wußte nicht nur Jahreszahlen und Baustile, was die Mädchen eher langweilig fanden, sondern hatte auch eine handfeste Geister- und Mordgeschichte auf Lager. Im 17. Jahrhundert war es bei den Mönchen manchmal ausgesprochen unchristlich zugegangen. Und daß der Geist des vergifteten Klosterbruders noch heute einmal im Monat um Mitternacht, selbstverständlich bei Vollmond, im Glockenturm spuken sollte – wer wollte es ihm verübeln?

Mittags aßen sie in einem einfachen Lokal Fischsuppe mit Knoblauchbrot. Anne und Petra streikten beim Knoblauch.

Irgendwann sagte Jenni: „Wieder so ein schöner Tag! Und jede von uns denkt im geheimen, eine der elf anderen hat den Ring geklaut. Wenn es keine von uns war, dann bleiben noch Maria und Peter und Inge. Das ist genauso schlimm.“

„Es ist zum Kotzen“, erklärte Hanni.

Mamsell saß neben ihr und hörte jedes Wort. Normalerweise duldet sie derartige Ausdrücke nicht. Aber diesmal schwieg sie. Denn sie fand selber, daß es zum Kotzen war.

Petra und Anne behaupteten später auf der Rückfahrt, im Bus würde es grauenhaft nach Knoblauch stinken, sie wollten aussteigen und lieber zu Fuß gehen. Peter lachte und hielt sofort an. Er duftete wie die übrigen nach Knoblauch. Aber da es noch fünf oder sechs Kilometer bis zum Camp waren, machten die beiden ihren übereilten Entschluß wieder rückgängig.

„Lieber vom Knoblauch halb zu Tode erstunken als Blasen an den Füßen“, meinte Anne.

Abends regnete es wieder. Ungewöhnlich für Mallorca um diese Jahreszeit. Aber heute war es ein sanfter, freundlicher Rieselregen. Zum erstenmal wurde im Wohnraum gegessen und nicht auf der Terrasse. Nachher las Mamsell aus einem Buch, das sie irgendwo aufgetrieben hatte, alte mallorquinische Geschichten vor. Es waren lauter traurige, ziemlich grauslige Geschichten, so grauslig, daß sie fast schon wieder komisch waren.

Zum Beispiel die von der „Timonera“, der Steuerfrau, die ein Fischerboot besser durch Wind und Wellen steuern konnte als jeder Mann. Einmal geriet sie zusammen mit ihren fünf Söhnen in einen Sturm. Alle Söhne ertranken, sie kehrte allein zurück. Sie weinte keine Träne. Am Tag darauf sprang sie von einem Felsen ins Meer.

„Muß das sein?“ spottete Carlotta. „Ein oder zwei Söhne wären doch schon genug, oder?“

In der nächsten Geschichte heiratete die bildschöne Bauerntochter Juanita einen reichen Grafen aus Madrid. Aber sie wurde mit ihm unglücklich, denn er verprügelte sie jede Woche. Nach

seinem frühen Tod kehrte sie auf ihre Heimatinsel zurück und legte sich, jung und hübsch, wie sie war, zum Sterben nieder. Tatsächlich starb sie im Verlauf einer Woche. Das ganze Dorf trauerte um sie. Auf ihrem Grab blühen seitdem – immerhin seit hundert Jahren – weiße Lilien, die niemand gepflanzt hatte.

„Das finde ich gut“, kicherte Nanni. „Da sollten wir mal hinfahren und ...“

Plötzlich verstummte sie und bekam riesengroße Augen.

Die gatitos hatten geschlafen. Gerade waren sie munter geworden. Sie spielten Fußball mit dem Kronkorken einer Colaflasche. Dann mit einem Stück Silberfolie vom Grillen, das nach Lamm oder Huhn duftete. Felicia versuchte an Frau Martins Hosenbein hochzuklettern und schaffte es beinahe. Nun spielte Felix Schatzgräber in der Küche. Hinter dem Abfalleimer gab es die interessantesten Dinge. Gerade hatte er etwas Neues gefunden. Ein kleines, glitzerndes Ding. Er rollte es vor sich her, knabberte daran, aber es schien nicht gut zu schmecken, denn er ließ es fallen, dann warf er es mit seinen weißen Pfötchen in die Luft und fing es wieder auf. „Der Ring“, schrie Nanni, „der Ring!“

Sie sprang so hastig von ihrem Stuhl auf, daß er umkippte, schnappte sich das Kätzchen und nahm ihm den Ring ab.

Sie gab ihn Frau Martin. Er war nur ein bißchen schmutzig. „Ja“, sagte sie. „Mein Ring.“

„Er ist da!“ brüllte Carlotta und stampfte vor Begeisterung mit den Füßen auf den Steinboden. „Er ist da, und es gibt keinen Dieb! Die gatitos haben ihn gestohlen, und gatitos sind keine Diebe, auch wenn sie klauen!“

Alle redeten und lachten durcheinander, ein paar umarmten sich. Ilka lächelte nur still vor sich hin, und Hanni drückte ihr kurz die Hand.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, bat Frau Martin um Ruhe.

„Ich bin so froh, Kinder“, sagte sie. „Nicht nur, weil es um den Ring, den meine Mutter mir geschenkt hat, schade gewesen wäre, sondern vor allem, weil ich jetzt weiß, daß keine von euch gestohlen hat. Ich war so enttäuscht und traurig und verbittert. Und nun möchte ich mich bei euch für den unberechtigten Verdacht entschuldigen. Es tut mir leid. Aber ihr wißt, daß ich das denken mußte, was ich gedacht habe.“

Alle waren genauso erleichtert wie Frau Martin. Es regnete immer noch. Trotzdem war es ein herrlicher Abend, und keine der Lehrerinnen sprach davon, daß es Zeit wäre, in die Zelte zu kriechen. Die Mädchen alberten herum und sangen wieder einmal ihr gesamtes Repertoire durch, Frau Martin trillerte wie eine Lerche, und niemand wollte Mamsells letzte Geschichte hören, in der sicher wieder jemand ertrinken oder sonst etwas Schauriges passieren würde.

„Was nützen hundertjährige weiße Lilien auf einem Grab, wenn die, die drinliegt, nichts mehr davon hat?“ lachte Jenni.

Plötzlich sagte Marianne: „Ich würde gerne wissen, wie die gatitos an den Ring gekommen sind. Er lag auf dem Tisch. Und da können sie nicht hinauf, dafür sind sie einfach noch zu klein.“

Sie rätselten herum, doch sie fanden keine Erklärung. Manchmal stand natürlich ein Stuhl neben dem Tischchen. Aber auch der war zu hoch.

Hanni starrte die Kätzchen an, die jetzt auf dem Boden Fangen spielten. Sie waren so häßlich und gleichzeitig so süß mit ihren großen Fledermausohren, den dünnen Babybeinen und den riesigen Pfoten. Auf einmal fiel Hanni ein, wie Felix vorhin an Frau Martins Hosenbein hochgeklettert war.

Und in diesem Moment wußte sie, wie sich – vielleicht – alles abgespielt hatte.

„Ich kann’s erklären“, rief sie, „wie die Kätzchen – oder eines von ihnen – den Ring geklaut haben! Meistens steht ein Stuhl neben dem Tisch. Neulich stand mal der Hocker dort. Er ist höher. Es könnte an diesem Abend gewesen sein. Die gehäkelte Decke, die wir alle so scheußlich finden – sie lag auf dem Hocker und hing bis auf den Boden. Jetzt erinnere ich mich deutlich daran.“

„Ja, klar“, schrie Bobby. „Ich mich auch!“

„An der Decke konnten die gatitos hochkrabbeln. Vom Hocker auf den Tisch war es dann nicht mehr weit. Felix und Felicia haben den Ring gefunden, ihn hinuntergeworfen, damit gespielt und ihn dann hinter dem Abfalleimer verbuddelt. Wir haben zwar überall gründlich gesucht, aber dort nicht.“

Die Kätzchen kullerten fröhlich miteinander, aufeinander, übereinander.

Mamsell wandte kein Auge von ihnen.

„Diese gatitos“, meinte sie kopfschüttelnd. „Diese gatitos. Ils sont ...“

„... terribles!“ brüllten die Mädchen im Chor.

Mamsell nahm ihre Brille ab und lachte.

„Tatsächlich, genau das wollte ich sagen ...“

Wo steckt Maria?

Am nächsten Nachmittag lud Frau Martin die ganze Gruppe zu Eis und Kuchen ins beste Cafe von Cala d’Or ein.

„Ich will euch etwas Gutes tun“, strahlte sie. „Weil ich so glücklich bin.“

Die Sonne schien wieder. Der Ring glitzerte an ihrer Hand. Alle hatten das Gefühl, daß die Welt heute sehr, sehr in Ordnung war.

Am Morgen darauf brachte Peter die Gesellschaft wieder an den Strand. Diesmal an eine andere Bucht, ein bißchen Abwechslung mußte ja sein. Mittags wurde Frau Martin vom Kellner des Restaurants ans Telefon gerufen. Peter Holzbauer erzählte ihr, er hätte auf dem Rückweg Schwierigkeiten mit dem Bus gehabt. Irgend etwas stimmte nicht mit der Kupplung. Er hatte es gerade noch bis zu einer Autowerkstatt geschafft. Er war ein ganz geschickter Mechaniker, deshalb hatte Fräulein Theobald ihn ja für diese Reise engagiert. Peter sagte, er wollte gemeinsam mit den Leuten der Werkstatt versuchen, den Wagen zu reparieren. Aber natürlich konnte er die Gruppe nicht wie vereinbart abholen.

„Macht nichts“, erklärte Frau Martin. „Es gibt zur Not auch einen Linienbus. Und vielleicht haben wir Lust, zu Fuß nach Hause zu laufen. Es sind schließlich nur drei oder vier Kilometer. Hauptsache, Sie kommen mit der Reparatur zurecht.“

Sie marschierten wirklich zu Fuß nach El Barranch. Sie fanden die unfreiwillige Wanderung wunderschön.

„Das müßten wir jeden Tag machen“, erklärte Marianne.

Die anderen stimmten ihr zu. Aber alle wußten, daß sie morgen froh sein würden, wenn Peter wieder hupte und rief: „Einsteigen, einsteigen, der Bus fährt in eineinhalb Minuten ab ...“

Nachher auf der Finca tat jeder, was er wollte – oder gar nichts. Mamsell machte eine späte Siesta, sie hatte etwas zuviel Sonne abgekriegt, und die Jüngste war sie schließlich auch nicht mehr.

Die Zwillinge spielten so lange Tischtennis, bis Marianne und Jenni sie vertrieben und behaupteten, um die nächste Weltmeisterschaft zu gewinnen, wären sie sowieso zu blöd, deshalb sollten sie mal anderen Platz machen.

Nanni erfrischte sich im Pool, Hanni wollte sich etwas zu trinken aus dem Kühlschrank holen. Dabei fiel ihr auf, daß Maria, die schon einiges für das Abendessen vorbereitet hatte, nicht da war. Kalbsschnitzel lagen auf einem Brett, daneben geschälte Kartoffeln und Zwiebeln.

Eine halbe Stunde später mußte Hanni aufs Klo. Alles sah genauso aus wie vorher. Keine Maria. Noch einmal eine halbe Stunde später mußte Hanni schon wieder. So ein Mist, dachte sie – das waren die unreifen Pflaumen von gestern! Über den Schnitzeln in der Küche surrten Fliegen.

Sie wunderte sich über die verlassene Küche. Maria war so fleißig und ordentlich. Und sie kochte gerne. Daß sie heute alles zwei Stunden lang einfach stehen und liegen ließ ..., komisch.

Dann fiel Hanni ein, daß Maria gesagt hatte, sie wollte die Schnitzel mit Salbei würzen. Und zwar mit wildem Salbei. Sie hätte neulich im Barranch welchen gesehen. Natürlich war der wilde Salbei viel aromatischer als ein gezüchteter und gekaufter. Außerdem gab es keinen zu kaufen. Vielleicht hatte Maria Salbei pflücken wollen und sich verlaufen. Hanni schüttelte den Kopf und lachte sich selber aus. Der Barranch war zwar wild, und der einzige Weg war kein Weg, sondern höchstens ein Ziegenpfad, aber verirren konnte man sich beim besten Willen nicht. Links und rechts grenzten Hügel das schmale Tal ein.

Natürlich konnte Maria auch jemanden getroffen haben. Den feschen Tomeu vielleicht? Nein, wohl kaum. Der mußte um diese Zeit in seinem Restaurant in der Küche stehen und sich um das Essen kümmern.

Als sie mit ihren Gedanken so weit war, erschien Nanni. Sie hatte gestern dieselben unreifen Pflaumen gegessen wie ihre Zwillingsschwester.

„Du, Nanni“, fing Hanni an, „ich mache mir Sorgen wegen Maria. Sie ist weg, und alles liegt ...“

„Gleich“, rief Nanni und knallte die Toilettentür hinter sich zu. Drei Minuten später berieten die beiden, was sie tun sollten. Ob sie überhaupt etwas tun sollten? Oder ob es besser wäre, mit Frau Martin und Mamsell zu sprechen?

„Laß uns doch erst mal im Barranch nach Maria suchen“, schlug Nanni vor. „Das Essen eilt doch nicht so. Vielleicht wollte Tomeu Kaninchen jagen, das tun doch alle Männer hier, und dann haben sich die beiden getroffen, und jetzt halten sie Händchen. Mir täte es leid, wenn Maria wegen so etwas Ärger kriegt.“

„Also gut“, nickte Hanni. „Suchen wir das Liebespaar.“

An der Tür blieb Nanni stehen.

„Ich lege die Schnitzel erst in den Kühlschrank. Die Fliegen sind eklig. Die haben so dicke grüne Bäuche.“

Ein unglücklicher Sturz

Im Barranch war es heiß. Und es duftete nach tausend Sträuchern und Kräutern, herb und süß gemischt. Die Zwillinge stöberten ein Kaninchen auf, das unnötigerweise die Flucht ergriff, denn sie hätten ihm bestimmt nichts getan. Sonst war es still.

„Hallo, Maria“, schrie Nanni, „hallo, Maria, bist du da?“

Nichts.

„Vermutlich sind wir blöd“, sagte Hanni und kratzte an einem

Mückenstich, bis es nicht mehr juckte, sondern blutete. „Wahrscheinlich ist Maria ganz woanders. Vielleicht ist sie mit dem Moped weggefahren, um noch etwas zu besorgen. Könnte gut sein, das alte Ding hat eine Panne, und Maria hockt irgendwo am Straßenrand.“

„Und wenn sie keine Panne hat, sondern verunglückt ist?“ fragte Nanni. „Manche fahren hier wirklich wie die Irren.“

„Du hast recht“, nickte Hanni. „Gehen wir noch fünf Minuten weiter. Dann kehren wir um und sagen Frau Martin Bescheid.“

Nach drei Minuten riefen sie wieder: „Maria!“

Diesmal kam die Antwort sofort.

„Ja. Hallo ... Hier bin ich!“

„Wir sind gleich bei dir!“

Die Zwillinge rannten, hopsten und stolperten in Richtung der Stimme. Maria lag unter einem Algarobabaum.

„Ach“, sagte sie, „ich bin so froh, daß ihr da seid!“

Sie lächelte, aber ihr Gesicht war schweißüberströmt, und sie biß die Zähne zusammen.

Dann sahen die Mädchen das Bein. Der Unterschenkel war gebrochen, der Fuß stand in seltsamem Winkel ab. Ein schlimmer Anblick. Maria mußte schreckliche Schmerzen haben.

„Du lieber Himmel“, murmelte Nanni. „Tut es sehr weh?“

Sie streichelte Marias Hand.

„Na ja, es geht ...“

„Wann und wie ist es denn passiert?“ wollte Nanni wissen.

„Ziemlich bald. Ich wollte Salbei fürs Abendessen holen. Da, der Korb ist fast voll.“ Sie deutete auf ein Körbchen, das umgekippt neben ihr lag. „Es war ein ganz kleiner Stein. Ich bin drübergesprungen und gefallen, und da hat es knacks gemacht. Zuerst war es ein scheußlicher Schmerz. Dann wurde es besser. Ich bin in den Schatten gekrochen und habe ein paarmal um

Hilfe gerufen. Ich hatte gehofft, einer von diesen widerlichen Jägern, die alle Kaninchen abschießen, wäre vielleicht in der Nähe. Im Moment hätte ich ihn bestimmt nicht so widerlich gefunden.“ Sie lächelte. „Aber natürlich ist keiner von den Burschen da, wenn man ihn braucht. Dann dachte ich mir, irgendwann fällt euch auf, daß in der Küche alles herumliegt. Und vielleicht erinnert sich jemand daran, daß ich heute Salbeischnitzel braten wollte.“

„Ja“, nickte Hanni, „genau so war es. Aber zum Reden haben wir später Zeit. Erst mal bringen wir dich ins Camp.“

„Ich kann nicht gehen“, sagte Maria. „Ich habe es schon ein paarmal versucht ...“

„Wir tragen dich“, erklärte Hanni. „Wir haben im letzten Jahr einen Erste-Hilfe-Kurs gemacht. Es gibt da so einen Spezialgriff.“

„Ich wiege aber vierundfünfzig Kilo“, sagte Maria und lachte trotz ihrer Schmerzen.

„Keine Sorge“, meinte Nanni, „dich kriegen wir schon heim.“

Die Zwillinge irrten sich. Es dauerte eine Weile, bis sie sich daran erinnerten, wie man die Hände ineinanderlegen muß, um einen Verletzten am besten zu tragen. Der Erste-Hilfe-Kurs lag eben schon eine Zeitlang zurück. Und wenn man solche Dinge nicht übt, vergißt man sie. Schließlich hievten sie Maria auf ihre verschlungenen Hände. Maria bemühte sich, nicht zu zucken, obwohl das Bein weh tat. Schon zwei Stunden lang. Ihr war ganz übel vor Schmerzen. Aber sie war vor allem unendlich froh, daß die Zwillinge sie gefunden hatten.

Nach hundert Metern stolperte Hanni. Sie hatte mehr auf Maria geachtet als auf den Ziegenpfad. Sie stürzte, schlug mit dem Knie auf einem Stein auf. Maria rutschte, fiel ebenfalls, denn Nanni allein konnte sie nicht halten. Maria schrie kurz auf.

Hanni rappelte sich hoch. Das Knie blutete und tat weh, aber das war im Moment unwichtig.

„Entschuldige, Mariechen“, murmelte sie.

„Ist schon in Ordnung“, sagte Maria.

Es war nicht in Ordnung. Sie hatte einen Stoß gegen das gebrochene Bein abbekommen, und der neue, scharfe Schmerz nahm ihr fast den Atem. Sie schluckte. Die Mädchen meinten es gut, aber sie schafften es nicht.

„Es hat keinen Zweck“, sagte Nanni. „Maria, du mußt noch ein bißchen aushalten. Wir laufen zurück. Nicht ins Camp, denn Peter ist noch nicht da, und du mußt ins Krankenhaus. Wenn wir die Abkürzung quer durch die Mandelgärten nehmen, sind wir in zehn Minuten im *Campo*. Tomeu hat ein Telefon. Der kann den Notarzt in Cala d’Or anrufen.“

Maria nickte.

„Laßt euch bloß Zeit und brecht euch nicht unterwegs das Genick, wenn ihr über die Mauern klettert“, meinte sie. „Ich kann warten. Wenn euch das mit den Salbeischnitzeln nicht eingefallen wäre, müßte ich wahrscheinlich noch viel länger warten.“

Die Zwillinge rannten los. Sie wußten ungefähr, wie sie das Restaurant erreichen konnten. Es lagen nur ein paar Grundstücke mit Mandelbäumen und Schafen und ein paar kleine Mäuerchen dazwischen. Hanni war ungeschickt, weil ihr das Knie weh tat, und prompt fiel sie bei der zweiten Mauer wieder hin.

„Wir machen Blödsinn“, sagte Nanni und strich der Schwester ganz kurz über die Wange. „Kehr um und leiste Maria Gesellschaft. Wir brauchen nicht zu zweit bei Tomeu aufkreuzen.“

„Du hast recht“, nickte Hanni.

Sie schaute Nanni einen Augenblick nach, wie sie über das

nächste Mäuerchen kletterte. Eine schmale, dunkle Gestalt gegen den goldrot flammenden Abendhimmel. Dann drehte sie sich um und machte sich auf den Rückweg zu Maria.

Als Nanni im *El Campo* ankam, heizte Tomeu gerade den Holzkohlengrill an.

„Hola!“ sagte er freundlich, das heißt hallo. „Que hay“ – was ist los?

„Maria. El doctor ... Maria ...“

Tomeu sprach kaum Deutsch, und die Lindenhoferinnen hatten natürlich nur ein paar Brocken Spanisch gelernt. Aber plötzlich fiel Nanni das Schild ein, das sie in Cala d’Or gesehen hatte. Urgencia. Maria hatte ihr erklärt, das wäre der Notarzt.

„Maria ..., urgencia“, sagte sie.

Tomeu überfiel sie mit einem spanischen Wortschwall, von dem Nanni nichts außer „Maria“ verstand. Dann ließ er den Schürhaken fallen, den er in der Hand hielt, packte sie am Arm und zerrte sie zum Parkplatz.

„Maria, du zeigen ..., wir holen“, radebrechte Tomeu.

Nanni nickte erleichtert. Das war sicher das beste. Maria lag nicht im Sterben. Sie brauchte keinen Notarzt, sondern ein Krankenhaus, wo man ihren Fuß eingipste.

Als sie im Camp ankamen, herrschte dort schon helle Aufregung. Inzwischen hatte man Maria und die Zwillinge vermißt. Nanni erklärte kurz, was passiert war. Dann gingen sie alle zusammen los, um Maria zu holen. Auch Mamsell kam mit, obwohl Frau Martin meinte, das wäre wirklich unnötig, sie würde bestimmt stürzen, und es reichte gerade, daß Maria sich ein Bein gebrochen hatte. Glücklicherweise stürzte Mamsell nicht, sie war nur etwas langsamer als die anderen.

Da Peter noch immer an dem Bus herumbastelte, trugen

Tomeu und Frau Martin Maria zum Wagen. Hanni hinkte mit dem Salbeikorb hinterher.

Tomeu und Frau Martin brachten Maria ins Krankenhaus. Mamsell verpfloster Hannis Knie, und Peter kam kurz darauf mit dem reparierten Bus heim und grillte mit Hilfe seiner Frau die Salbeischnitzel. Wenig später kehrte Frau Martin vom Krankenhaus zurück und erzählte, daß Maria gut versorgt wäre. Sie habe einen schönen Gips und eine Schlaftablette bekommen. Natürlich wäre ein gebrochener Fuß nicht die reine Freude, aber auch keine Tragödie. Es wäre ein glatter Bruch, und bis ihr erstes Semester als Sportstudentin anfinke, würde sie wieder springen und turnen können.

Als die Zwillinge später nebeneinander auf ihren Matratzen lagen und den Sternen gute Nacht gesagt hatten, meinte Hanni: „Also, ich finde es hier wirklich toll, viel schöner, als wenn wir mit Paps und Mami in irgendeinem Badehotel wären. Außerdem sind die beiden froh, daß wir versorgt sind. Jetzt können sie auf ihrem Kongreß in aller Ruhe über Spul- und andere Würmer diskutieren. Aber ein bißchen durcheinander bin ich schon. Erst Martinas Ring und der Zirkus, ob nun eine von uns geklaut hat oder nicht, und wenn ja, dann wer? Und jetzt die arme Maria im Gips.“

Nanni gähnte.

„Sei froh, daß die gatitos den Ring geklaut haben und keine von uns und daß du nur ein Pflaster auf dem Knie hast und keinen Gips. Maria tut mir wahnsinnig leid. Aber ich bin auch heilfroh, daß mein Zwilling glimpflich davongekommen ist.“

„Manchmal sagst du wirklich intelligente Dinge“, antwortete Hanni und lachte.

„Eben. Und jetzt schlaf mal schön.“

Treffpunkt Krankenhaus

Am nächsten Tag kauften die Mädchen Blumen und Pralinen, und Peter fuhr Hanni und Nanni ins Krankenhaus nach Santanyi. Die anderen wären auch gerne mitgekommen, aber Mamsell und Frau Martin fanden, alle auf einmal, das wäre zuviel, nacheinander hätte Maria viel mehr Freude an ihnen.

Als die Zwillinge ankamen, saß Tomeu schon an Marias Bett, ein Riesenstrauß Gladiolen stand in der Vase, und die arme Gipsbeinige lächelte.

Maria erzählte, sie hätte kaum mehr Schmerzen und der Chefarzt hätte ihr versprochen, sie dürfte in ein paar Tagen nach Hause, also nach El Barranch, und sie würde auf jeden Fall mit ihnen zurück nach Lindenhof fahren, wenn auch weiterhin in Gips. Während sie sich unterhielten, aß Tomeu die Hälfte der Pralinen auf.

Am nächsten Tag waren Bobby und Carlotta dran, Maria zu besuchen. Auch sie trafen Tomeu an. Sie hatten Buntstifte gekauft und brachten einen frisch gebackenen Kuchen von Inge mit. Tomeu aß zwei Stück Kuchen, und die Mädchen bemalten Marias Gips mit Herzen und Unterschriften.

Als Ilka und Jenni als dritte Abordnung Tomeu wieder an Marias Bett vorfanden, fingen die Lindenhoferinnen an, Vermutungen anzustellen.

„Der muß wirklich ernsthaft verknallt sein“, meinte Bobby. „Sonst würde er kochen und nicht dauernd bei Maria herumhocken.“

„Vielleicht ist sie auch in ihn verliebt“, überlegte Ilka.

Nanni nickte.

„Das glaube ich schon. Er ist ja auch wirklich nett. Und sicher tut es Maria gut, daß er jeden Tag kommt. Ich meine, für sie ist die ganze Sache nicht so besonders lustig. Mallorca ist eine wunderschöne Insel. Aber mit Gipsfuß in einem mallorquinischen Krankenhaus zu liegen ist nicht das Gelbe vom Ei. Die Schwestern sind zwar unheimlich nett und flattern um sie herum, ich habe das Gefühl, sie mögen Maria. Trotzdem sie wäre sicher lieber hier.“

Noch fünf Ferientage. Dann noch vier. Niemand hatte mehr Lust, etwas zu besichtigen, nicht einmal Mamsell. Sie hatte noch eine Geschichte auf Lager, von einem jungen Fischer, der ein Mädchen liebte, das ihn nicht liebte, und deshalb segelte er aufs Meer hinaus und so weiter ... Aber die Mädchen wollten sein trauriges Schicksal nicht hören. Sie badeten und sonnten sich und wurden noch brauner, als sie schon waren. Peter grillte, und sogar Anne und Petra aßen Knoblauchbrot.

Noch drei Tage.

Maria sagte, morgen würde sie aus dem Hospital entlassen. Alle freuten sich. Abends flackerten die Windlichter auf der Terrasse. Es roch nach Bäumen, nach Sommer und nach Mallorca. Auf Nannis Schoß schnurrte Felix. Felicia schlief auf einem leeren Sessel. Vom Nachbargrundstück bimmelten die Glöckchen der Schafe.

„Schade, daß wir bald abreisen müssen“, sagte Ilka.

Und Hanni meinte: „Wir haben noch immer niemanden gefunden, der unsere gatitos nimmt.“

„Ich weiß“, nickte Frau Martin. „Ich fahre morgen mit Peter zum Einkaufen und rede mit allen Leuten. Hoffentlich ...“

Eine wichtige Entscheidung

Natürlich hätte Peter Holzbauer Maria vom Krankenhaus abgeholt. Aber Tomeu erlaubte es nicht. Er brachte sie zurück auf die Finca. Die Herzen und Blümchen und Namen auf ihrem Gips waren inzwischen schon etwas verschmiert, aber Maria strahlte. Daß sie nicht mehr im Zelt schlafen konnte, war klar. In Frau Martins Zimmer stand noch ein zweites, bisher unbenutztes Bett. Das bot sie Maria an.

„Ich würde gerne mit Ihnen reden“, sagte Maria, als sie schon beide im Bett lagen.

„Ja, natürlich“, antwortete Frau Martin.

„Ich weiß, daß Sie und Mamsell gedacht haben, das mit Tomeu war ein Flirt, nicht wahr?“

„Ja“, sagte Frau Martin.

„Das hat auch gestimmt. Am Anfang. Aber dann, im Hospital, da wurde es mehr. Viel mehr. Er möchte mich heiraten.“

„Und du, möchtest du ihn auch heiraten?“

Maria nickte in die Dunkelheit.

„Ja. Er liebt mich. Und ich liebe ihn. Und dann ist da noch etwas. Ich habe in diesen Wochen begriffen, daß Mallorca meine Heimat ist. Ich hatte das vorher nicht gewußt. Ich möchte hier leben. Mit Tomeu.“

„Bist du dir ganz sicher, Mariechen?“ fragte Frau Martin. Maria wälzte ihr Gipsbein auf die andere Seite. Es tat immer noch manchmal weh, vor allem nachts.

„Ja“, sagte sie. „Wir haben alles besprochen. Ich werde meinen Studienplatz in Deutschland aufgeben. Tomeus Schwester

besorgt mir dafür einen Platz an der Restaurantfachschule hier in Palma.“

Frau Martin dachte nach. Die Kätzchen schnurrten. Eine Nachtigall sang vor dem Fenster. Und im Nebenzimmer schnarchte Mamsell.

„Du bist noch sehr jung“, gab Frau Martin zu bedenken.

„Ja, natürlich“, sagte Maria. „Das weiß ich. Aber ich weiß auch, daß Tomeu der richtige Mann für mich ist. Und Mallorca die Insel, wo ich leben möchte. Und kochen mag ich auch.“ Sie lachte vor sich hin und spürte die Schmerzen im Fuß kaum mehr. „Wenn Sie – vielleicht – in zwei oder drei Jahren im Urlaub mal wieder hierherkommen, dann fragen Sie einfach nach dem besten Restaurant in der Gegend. Das sind wir.“

Frau Martin lachte.

„Das werde ich tun. Und ich glaube dir, daß du es schaffst. Aber vor allem wünsche ich dir und Tomeu viel Glück.“

Der letzte Strandtag

Am nächsten Morgen erschien Tomeu zum Frühstück. Alle waren erstaunt, sogar Maria.

„Hoffentlich störe ich nicht“, sagte er zu den Lehrerinnen. „Aber ich würde gerne mit Ihnen reden. Maria, könntest du übersetzen?“

Maria dolmetschte.

„Sie wissen sicher schon, wie das mit uns beiden ist, nicht wahr?“

Mamsell und Frau Martin nickten. Die Mädchen bekamen lange Ohren. Denn sie wußten noch gar nichts.

„Maria und ich wollen im nächsten Jahr heiraten ...“

„Ich werd’ verrückt“, schrie Carlotta dazwischen.

„Sei still, du fürchterliches Mädchen“, schimpfte Mamsell.

„Das geht euch überhaupt nichts an. Bitte, Tomeu, sprechen Sie weiter.“

Die Mädchen gaben keinen Laut mehr von sich. Sie wollten kein Wort der sensationellen Neuigkeit verpassen. Maria und Tomeu – natürlich! Aber daß es so ernst war! Eine Hochzeit ...

Eines der Kätzchen maunzte und wollte gestreichelt werden.

Niemand beachtete es.

„Maria wird übermorgen mit Ihnen nach Deutschland zurückfahren“, fuhr Tomeu fort. „Ich bin sehr traurig darüber. Ich hatte gehofft, Sie würden ihr erlauben, den Rest der Ferien hier zu verbringen. Sie könnte bei meiner Mutter wohnen. Aber sie will es nicht. Und sie hat natürlich recht. Sie möchte mit ihrem Vater reden und ihm von mir erzählen. Dann wird sie die Praktikantenzeit in Ihrem Internat ..., wie heißt es? So ähnlich wie ein Baum, glaube ich ...“

„Lindenhof“, sagte Hanni schnell und fing einen strafenden Blick von Mamsell auf.

„Ja, dann wird sie die Praktikantenzeit in Lindenhof beenden und erst im November zurückkommen. Deshalb wollte ich Sie und die Mädchen morgen zu einem kleinen Abschiedsfest einladen. Wir feiern noch nicht Verlobung.“ Er lachte. „Für die Verlobung brauchen wir Marias Vater. Er weiß ja noch gar nicht, daß Maria und ich heiraten wollen. Ich muß ihn erst fragen, ob er mir seine Tochter gibt. Aber ein kleines Fest, bevor Maria abreist, wäre schön. Ich würde mich sehr freuen, verehrte Señoras, wenn Sie und die Mädchen kommen würden. Schließlich hätte ich Maria ohne Sie niemals kennengelernt.“

„Vielen Dank, Tomeu“, sagte Frau Martin. „Natürlich nehmen

wir Ihre Einladung gerne an.“

Die Mädchen hatten glitzernde Augen vor Begeisterung. Aber sie gaben keinen Mucks von sich. Sie hatten Angst, Mamsell würde sie wegschicken, und es wäre ein Jammer gewesen, das Ende dieses aufregenden Gespräches zu verpassen.

Als sich Tomeu verabschieden wollte, meinte Frau Martin: „Wir fahren jetzt noch ein letztes Mal an den Strand. Morgen müssen wir packen. Nehmen Sie Maria doch mit, Tomeu. Sie beide haben sich bestimmt noch eine Menge zu sagen.“

Später schwammen die Lindenhoferinnen zum letzten Mal an der Cala Mondrago im blauen Meer. Bohrten die Zehen zum letzten Mal in den feinen, zuckerweißen Sand. Aßen zum letzten Mal Sardinien mit tausend Gräten. Aber vor allem besprachen sie Marias und Tomeus Liebesgeschichte.

„Ich finde das unheimlich toll“, sagte Anne mit vollem Mund. „Ein richtiges Happy-End. So was gibt es sonst nur im Film.“

„Ach, neulich habe ich in einem Buch etwas Ähnliches gelesen“, erzählte Petra. „Da hat sich das Mädchen, ich glaube, sie hieß Christina, allerdings nicht mit einem Spanier verlobt, sondern ...“

Niemand interessierte sich dafür, was eine erfundene Christina getan oder nicht getan hatte. Die lebendige Maria war viel aufregender.

„Es ist wirklich romantisch“, meinte Hanni nachdenklich. „Aber ein bißchen schade ist es auch. Maria wäre eine großartige Sportlehrerin geworden. Ich hatte mir schon vorgestellt, wenn sie mit dem Studium fertig ist, kommt sie nach Lindenhof zurück.“

Bobby lachte.

„Blödsinn! Bis dahin sind wir längst nicht mehr da.“

„Sei nicht so egoistisch“, schimpfte Anne im Spaß. „Es wird in Lindenhof auch noch Mädchen geben, wenn wir längst zwanzig und alt und grau sind – entschuldigen Sie, Mamsell, Frau Martin. Die könnten froh sein, wenn sie Maria als Lehrerin kriegen würden. Aber sie kriegen sie eben nicht.“

Sie redeten noch lange über das Thema. Irgendwann verschwand die Sonne hinter den hohen Pinien, die Schatten wurden lang. Es war Nachmittag. Und diese einzigartigen Ferien gingen zu Ende.

Peter kam mit dem Bus. Als sie abfuhren, drehte Nanni sich noch einmal um und winkte der Bucht zu.

„Adios, Cala Mondrago“, rief sie. „Ich hoffe, wir kommen mal wieder!“

„Zur Taufe von Marias und Tomeus erstem Baby“, kicherte Jenni.

Wohin mit den Kätzchen?

Das Abendessen kochte Inge Holzbauer diesmal allein, Maria hielt ja Händchen mit Tomeu. Alles schmeckte ein bißchen fad. Inge war eben Diätköchin. Sie machte um Salz und Pfeffer einen großen Bogen, und von den Kräutern, die Maria aus dem Barranch geholt hatte, verstand sie nichts.

Später wurde die Frage diskutiert, was man Maria morgen schenken sollte. Natürlich war es nur eine Beinahe-Verlobung. Aber da die Lindenhofer Mädchen an der richtigen Verlobung nicht teilnehmen würden, war die Beinahe-Verlobung für sie eben doch schon so eine Art Verlobung ...

Möglichkeiten gab es genug. Die Salatschüsseln aus bizarr

gemasertem Olivenholz konnte man überall kaufen. Petra schlug eine Espressomaschine vor, denn Maria trank gerne schwarzen Kaffee. Marianne dachte an schöne Gläser. Mamsell und Frau Martin sagten gar nichts. Die Mädchen sollten selbst entscheiden.

„So ein Quatsch“, meinte Nanni plötzlich. „In Tomeus Restaurant gibt es mehr Salatschüsseln und Gläser, als Maria jemals benützen kann. Und eine Espressomaschine hat er natürlich auch. Außerdem schenken ihr die neuen Verwandten solche Sachen bestimmt zur Hochzeit. Ich finde, von uns sollte sie etwas ganz Persönliches bekommen. Damit sie ab und zu mal an uns denkt, wenn sie von Lindenhof weg ist.“

Nach einer ziemlich langen Denkpause machte Ilka einen Vorschlag. „Ich habe neulich in einem Laden in Cala d’Or eine Perlenkette gesehen. Kunstperlen aus Manacor natürlich. Aber nicht diese scheußlich kitschigen Klunker, die wir uns gekauft haben. Sondern ganz kleine, zarte Perlchen. Wie aus der Südsee. Wenn wir alle zusammenlegen, müßten wir sie bezahlen können.“

Dabei blieb es.

Bobby und Carlotta hatten die gatitos auf dem Schoß. Die Kätzchen schnurrten. Hanni schaute beinahe neidisch zu, wie Felicia an Carlottas Hemd hochkletterte und dann zärtlich an ihrem Ohr knabberte. Felix rührte sich nicht. Er hatte seine Pfoten um Bobbys Finger gelegt und gab nur leise, zufriedene Töne von sich.

„Ja, und die gatitos?“ rief Hanni plötzlich erschrocken. „Wir fahren übermorgen ...“

Nicht einmal Mamsell und Frau Martin wußten eine Antwort.

Nanni starrte auf die Hauswand, an der ein Gecko saß, so

unbeweglich, als wäre er angeklebt. Aber sie sah ihn nicht. Sie hatte eine Idee. Vielleicht eine verrückte Idee? Oder eine tolle? Auf jeden Fall eine ziemlich unverschämte.

„Ich wüßte einen Platz für die Kätzchen“, sagte sie.

„Was? Wo denn? So rede doch! Mach es nicht unnötig spannend!“

„Nun ja“, meinte Nanni, „wir haben uns vorhin darüber unterhalten, was wir Maria morgen schenken. Eigentlich müßte Tomeu auch etwas bekommen. Schließlich ist er es, der uns einlädt. Warum schenken wir ihm nicht sozusagen zur Verlobung die gatitos? Er kann sie fast nicht ablehnen. Außerdem hat er Platz genug, und in einem Restaurant ist das Futter für zwei Tiere kein Problem. Wir hätten ihn längst fragen sollen, ob er die Kätzchen nimmt.“

„Wir kannten ihn ja bisher kaum“, meinte Petra.

„Und er hat einen großen schwarzen Hund“, fügte Anne hinzu.

„Ach“, sagte Bobby, „der Hund ist alt und viel zu fett, der frißt keine kleinen Katzen. Ich finde Nannis Idee klasse.“

Mamsell und Frau Martin hatten interessiert zugehört. Ihnen lag ja auch daran, die gatitos gut unterzubringen. Viel Zeit blieb nicht mehr.

Frau Martin schüttelte den Kopf.

„So geht das nicht. Natürlich wären sie bei Tomeu gut versorgt. Aber ihr könnt ihm nicht morgen abend als Geschenk zwei Katzen in die Hand drücken wie einen Blumenstrauß oder eine Schachtel Pralinen. Er muß sich ja in Zukunft um die Tiere kümmern. Vielleicht mag er keine Katzen?“

Mamsell nahm die Brille von der Nase und lächelte sanft und pferdezählig vor sich hin.

„Ich finde Nannis Vorschlag gar nicht so übel“, sagte sie. „Im

Gegenteil. Außerdem haben weder Sie noch ich einen besseren. Selbstverständlich können *wir* Tomeu nicht auf diese Art zwingen, so ein lebendiges Geschenk anzunehmen. Die gatitos sind kein Spielzeug. Wie wäre es, wenn die Mädchen Maria fragen würden, was sie von der Idee hält? Maria liebt die Kätzchen. Und sie kommt in ein paar Minuten wieder hierher zurück. Wenn Maria Felix und Felicia behalten will, wird Tomeu dieses etwas ungewöhnliche Geschenk wohl akzeptieren.“

„Mensch, Mamsell“, erklärte Hanni. „Sie sind wirklich die Klügste! Das ist die Superlösung! Dabei mögen Sie doch Katzen nicht.“

Mamsell setzte ihre Brille wieder auf.

„Du irrst dich, ma chère“, sagte sie. „Ich mag Katzen. Katzen sind wunderschöne Tiere. Ich mag sie nur nicht anfassen. Und ich mag es noch weniger, wenn sie an meinen Socken und an meinen Beinen kratzen.“

Rosa und blaue Schleifen

Maria kam an diesem Abend erst nach Hause, als die Mädchen schon schliefen. Am nächsten Morgen wachte Nanni früh auf, weil die Lerche wieder so melodisch sang. Einerseits hätte sie noch gern ein bißchen weitergeschlafen, andererseits ... Sie sprang auf, zerrte ihr Nachthemd über den Kopf und zog Shorts und eine etwas schmutzige Bluse an.

Hanni gähnte.

„Spinnt du?“ fragte sie. „Es gibt doch jetzt kein Frühstück.“

„Ich will kein Frühstück“, sagte Nanni. „Ich will mit Maria reden. Wegen der gatitos und Tomeu. Schließlich war es meine Idee.“

„Ja“, nickte Hanni und gähnte noch einmal. „Ich komme mit.“

Sie hatten Glück. Maria war schon wach. Sie humpelte auf ihrem Gipsbein gerade ins Bad, als die Mädchen erschienen. Es war halb sieben.

„Um Himmels willen, ist was passiert?“ wollte sie wissen.

„Nein, nein“, beruhigte Hanni sie. „Alles in bester Ordnung. Wir haben nur eine Frage.“

Maria war erleichtert.

„Okay“, sagte sie. „Dann fragt mal.“

Die Zwillinge erzählten gemeinsam, was sie sich ausgedacht hatten. Maria ließ sie nicht ausreden. Sie fing mittendrin zu lachen an. Sie lachte so sehr, daß sie kaum mehr stehen konnte. Sie ließ sich in einen Korbstuhl fallen.

„Daß ich darauf nicht selbst gekommen bin“, keuchte sie. Sie konnte vor Lachen kaum sprechen. „Natürlich wird Tomeu die gatitos nehmen und für mich hüten. Vielleicht schaut er im ersten Augenblick ein bißchen komisch, aber das macht nichts. Ich hätte Felix und Felicia doch von Anfang an am liebsten behalten. Aber ich wußte, das geht nicht. In Deutschland, in einem gemieteten Zimmer oder im Studentenheim, könnte ich nicht zwei Katzen haben. Bei Tomeu ist Platz genug. Und einen Garten gibt es auch. Ach, ich freue mich!“

Später putzten die Mädchen mit Frau Martin und Inge das Haus. Maria war es fast peinlich, daß sie untätig herumsaß, aber mit einem Gipsbein kann man nun mal nicht putzen. Peter goß ein letztes Mal den Garten. Dann verstaute er die Fahrräder und das Moped im Bus. Die Mädchen packten. Das heißt, sie stopften in Windeseile ihre schmutzigen Sachen in Taschen und Koffer und waren froh, wenn der Reißverschluß zuging.

Am Nachmittag kauften sie die Perlenkette für Maria. Natur-

lich kostete sie mehr als erwartet, aber Frau Martin und Mamsell steuerten den Rest bei. Sie spendierten sogar noch eine Runde Eisbecher. Nachher mußte noch rosa und blaues Seidenband besorgt werden. Nanni meinte, man könnte die Kätzchen nicht einfach „nackt“ verschenken, sie sollten geschmückt werden.

Petra dekorierte den Einkaufskorb, in dem Maria und Inge Obst und Gemüse vom Markt geholt hatten, mit Silberfolie und ein paar Bougainvilleablüten. Die Zwillinge und Carlotta dekorierten die Kätzchen. Felix bekam eine hellblaue Schleife um den Hals, Felicia eine in Rosa. Es war nicht ganz einfach, die Schleifen fest genug zu binden, ohne die gatitos zu erwürgen. Außerdem hatten Felix und Felicia nicht den geringsten Schönheitssinn. Sie sträubten sich, maunzten, entwischten immer wieder und mußten neu eingefangen werden.

Dann meinte Carlotta, Schleifen um den Schwanz und um die Pfoten wären noch schöner. Sie hatten genug Geschenkband. Das Spiel ging weiter. Es wurde später und später.

Schließlich standen Frau Martin, Mamsell, die Holzbauers und Maria mitsamt den anderen Mädchen frisch gewaschen, gekämmt und hübsch angezogen auf der Terrasse und warteten. Während Carlotta und die Zwillinge im Schweiß ihres Angesichts Schleifen banden, die von den wütenden Kätzchen gleich wieder abgestreift wurden. Überall am Boden lagen Schleifen. Frau Martin schaute zum drittenmal auf ihre Uhr.

„Wir fahren in fünf Minuten“, erklärte sie. „Mit oder ohne Schleifen. Wenn ihr euch nicht beeilt, dann könnt ihr samt den gatitos hierbleiben und den ganzen Abend Schleifen binden ...“

„Aber ...“, jammerte Hanni.

„Kein ‚aber‘“, schimpfte Mamsell. „Frau Martin hat gesagt,

fünf Minuten. Eine davon ist schon um.“

Hanni und Nanni stopften die Kätzchen in den Korb, Carlotta warf ein nasses Badehandtuch darüber, Peter ließ den Motor an.

Das Abschiedsfest

Im *El Campo* leuchteten die bunten Lämpchen in allen Farben. Auf den Tischen brannten Kerzen, und vom Grill duftete es. Es gab keine „normalen“ fremden Gäste. An der Eingangstür hing ein Schild, auf dem stand „cerrado“, das heißt: geschlossen. Heute wurde ganz privat gefeiert!

Ein Teil von Tomeus Familie war schon da. Ein paar ältere Frauen in Schwarz, einige jüngere mit ihren Männern, kleine Kinder spielten und plärrten. Im Hintergrund machte die Band Musik.

Tomeu hob Maria aus dem Bus und trug sie bis zu einem Stuhl. Alle lachten und klatschten. Maria sah trotz Gipsbein so hübsch aus wie noch nie. Tomeu strahlte.

Jeder begrüßte jeden, ob nun auf deutsch, spanisch oder Mallorquin, das war egal. Maria hatte gar keine Zeit, zu übersetzen. Zu viele Leute redeten durcheinander und aufeinander ein und verstanden sich trotzdem.

Frau Martin überreichte Maria die Perlenkette und gab ihr einen Kuß.

„Alles Gute, Mariechen!“

Dann umarmten die Mädchen Maria. Als Nanni an der Reihe war, flüsterte sie: „Du, jetzt gehe ich die gatitos holen.“

„Ja“, lachte Maria. „Beeil dich.“

Natürlich waren die Kätzchen längst schneller gewesen. Der Korb war leer. Felix und Felicia saßen auf dem Fahrersitz und schnurrten. Überall lagen angeknabberte Schleifenreste herum. Nur an den Katzen befand sich keine einzige Schleife mehr. Hanni klemmte sich ein gatito unter den Arm, Nanni das andere. „Die Arbeit hätten wir uns sparen können, wir Idioten“, murmelte sie.

„Tomeu“, rief Hanni, „wir haben auch ein Geschenk für dich! Das heißt, eigentlich für euch beide. Maria liebt die Kätzchen, aber im Augenblick kann sie sich nicht um sie kümmern. Deshalb geben wir sie dir. Mit allen unseren guten Wünschen!“

Bevor Tomeu ein Wort sagen konnte, hatte er Felix und Felicia im Arm. Den gatitos schien es egal zu sein, daß sie in diesem Moment den Besitzer gewechselt hatten. Sie schnurrten weiter und kuschelten sich an die fremde Männerbrust.

Tomeu stand verblüfft da. Maria blinzelte den Zwillingen zu. Mamsell und Frau Martin lächelten.

Tomeus Mutter, die „madre“, saß mit den anderen Familienangehörigen an einem großen Tisch. Jetzt stand sie auf. Sie war eine kleine magere Frau mit tausend Falten im Gesicht. Der größte Teil der Falten kam von vielen Jahren harter Arbeit in Sonne und Wind. Sie war eine Bäuerin. Aber ein paar Falten und Fältchen stammten auch vom Lachen. Sie trat zu ihrem Sohn und nahm ihm die Kätzchen ab. Sie sagte etwas auf Mallorquin, das die Zwillinge nicht verstanden. Aber sie verstanden ihr Lächeln. Dann ging sie.

Später erklärte Maria, die madre hätte die gatitos erst einmal in Tomeus Schlafzimmer gesperrt. Sie wären noch zu jung für soviel Lärm und Trubel. Und dann hatte die madre noch gesagt, sie würde die Kätzchen morgen mit zu sich nach Hause nehmen

und für sie sorgen bis zu Marias Rückkehr.

„Kinder, haben wir ein Glück!“ strahlten die Zwillinge.

„Und die gatitos erst“, meinte Carlotta.

„Und Maria auch“, stellte Marianne fest. „Die bekommt eine nette Schwiegermutter!“

Es wurde gegessen, gelacht und nachher auch getanzt. Alle tanzten. Nur die Braut nicht. Dafür bekam sie von den Kindern der Verwandtschaft noch ein paar Blümchen auf ihr Gipsbein gemalt.

Es war ein schöner Abend. Die Lindenhoferinnen fanden einstimmig, daß es der schönste von vielen schönen Abenden war. Aber natürlich ging es irgendwann einmal zu Ende.

Das Abschiednehmen dauerte lange. Nanni suchte die madre und sah sie nirgends. Schließlich fand sie sie in der Küche. Sie half dem Personal beim Geschirrspülen. Nanni sagte gracias – danke –, und adios – auf Wiedersehen. Eigentlich wollte sie die madre vor allem bitten, gut zu den Kätzchen zu sein. Aber sie konnte nur ein paar Worte Spanisch und Tomeus Mutter kein Deutsch.

„Los gatitos“, sagte Nanni. „Felix und Felicia. Por favor.“

„Por favor“ heißt bitte.

Die Frau im schwarzen Kleid mit der Schürze drüber, mit den Falten im Gesicht, lächelte. Sie strich Nanni ganz schnell mit ihrer rauhen, abgearbeiteten Hand über die Wange.

„Si, si“, sagte sie. „Los gatitos. Si.“

Miau auf spanisch

Peter, Inge und natürlich Maria fuhren mit dem Bus nach El Barranch. Die Mädchen wollten zu Fuß nach Hause gehen. Frau Martin fand, daß es eigentlich schon viel zu spät wäre, sie mußten morgen früh aufstehen, aber ...

„... es ist das letzte Mal“, sagte Jenni. „Bitte!“

Sie wanderten durch die Nacht. Sie waren glücklich und unheimlich vergnügt und trotzdem traurig, denn die Ferien waren zu Ende.

Natürlich hatten sie noch vier Wochen Ferien mit den Eltern vor sich; einige würden noch einmal verreisen. Aber diese Ferien waren vorbei.

Plötzlich fing Frau Martin ganz leise an zu singen. Sie summt nur. Alle kannten das Lied. Es paßte zur Stimmung des letzten Abends. Vaya con dios ... – auf Wiedersehen, adieu, geh mit Gott ...

Sie sangen alle mit. Nicht unbedingt besonders schön, manchmal sogar ein bißchen falsch, aber es störte niemanden, nicht den Mond, nicht die Sterne, nicht einmal Mamsell.

Später lagen die Zwillinge nebeneinander auf ihren Luftmatratzen.

„Felix und Felicia“, sagte Hanni plötzlich. „Ich hätte sie gerne mitgenommen.“

„Ja“, sagte Nanni, „ich auch. Aber es war nicht möglich.“

„Ob es den gatitos hier gutgehen wird?“ überlegte Hanni.

„Ich glaube schon“, meinte Nanni. „Maria hat sie gern, das

wissen wir. Und Tomeus Mutter auch. Bestimmt. Und Tomeu selbst, na, der wird sich an die beiden schon gewöhnen. Außerdem ...“

Plötzlich fing sie an zu lachen.

„Was ist los, du Kichererbse?“ fragte Hanni.

„Ach, weißt du, ich dachte gerade daran, daß Felix und Felicia vielleicht ganz froh darüber sind, hier bleiben zu dürfen. Wenn wir sie hätten mitnehmen können, müßten sie lernen, auf deutsch zu miauen!“

Hanni lächelte in die Dunkelheit.

„Du findest an allem etwas Gutes“, sagte sie. „Dann lassen wir die gatitos also auf spanisch miauen ...“

„Es waren so wunderbare und besondere Ferien“, murmelte Nanni schon halb im Schlaf.

„Ja“, nickte Hanni. „Aber irgendwie freue ich mich auch wieder auf unser Zuhause und auf Mami und Paps.“

„Ich auch.“

„Sag mal, glaubst du, daß sie uns von ihrem Kongreß ein paar Würmer mitbringen?“ kicherte Hanni.

Nanni gab keine Antwort. Sie schlief schon.



Enid Blyton

HANNI UND NANNI

Die besten Freundinnen

Zusammen mit einigen ihrer besten Freundinnen machen Hanni und Nanni eine Klassenreise nach Mallorca. Natürlich haben sie jede Menge Spaß auf der Insel. Gleich nach der Ankunft geschieht etwas Aufregendes ...

„Hanni und Nanni“ ist eine der erfolgreichsten Mädchenbuch-Serien aller Zeiten. Enid Blyton hat es verstanden, mit den Abenteuern und Streichen der lustigen Zwillinge Millionen begeisterter junger Leserinnen zu gewinnen.